Wissenschaftliche Volksbücher für Schule und Haus

Herausgegeben von Fritz Gansberg

Hamburg 1914
Alfred Janssen

Aus Napoleons Leben

von Heinrich Conrad

Mit 5 Tafeln, darunter 3 Doppelbildern, und 1 Karte

Hamburg 1914
Alfred Janssen

Biblioteka
Sejmu Śląskiego

12149
I

Die Bilder sind mit Erlaubnis des Verlags Georg Müller in München dem Werke F. M. Kircheisen: „Napoleon I. und das Zeitalter der Befreiungskriege in Bildern“ entnommen.

Biblioteka Sejmu Śląskiego
5/-
X-41568
12149 I

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Vorwort

Das Leben Napoleons gleicht einem Meteor, das aufsteigend zum Zenit sich in der eigenen Glut verzehrt und doch mit seinem Glanze ein Jahrhundert füllt. „Ich ward geboren, als mein Vaterland starb", so hat er selbst, unnachahmlich an Kraft und Kürze, den geschichtlichen Augenblick bezeichnet, an dem er ins Leben trat. „Dreißigtausend Franzosen, ausgespien auf unsere Küsten, den Thron der Freiheit überschwemmend mit Strömen von Blut, das war das hassenswürdige Schauspiel, das meine ersten Blicke traf. Das Geschrei der Sterbenden, die Tränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege von meiner Geburt an. Ist das nicht die grausamste aller Marter, die ein Mensch von Empfindung erdulden kann?" Aber der junge Offizier, der diese von brennendem Haß gegen die Franzosen erfüllten Worte schrieb, war doch nicht gesonnen, die Kräfte in der kleinen Welt seines korsischen Vaterlandes auszugeben, wenn ihm das größere Frankreich so unvergleichlich glänzendere Aufgaben anvertraute. Seine ehrgeizige Seele erkannte bald die Vorteile, die sich in dem von den Stürmen der Revolution durchwühlten Frankreich boten. Inmitten des Chaos seiner Zeit und mit den guten Waffen, die er sein eigen nannte — dem Genius eines großen Feldherrn, der Kunst, sich der Phantasie

der Zeitgenossen zu bemächtigen, einem wunderbaren Scharfblick, einer tiefen Kenntnis und Verachtung der Menschen, der Schlauheit des Italieners und der unbezwinglichen Hartnäckigkeit des Korsen — war jedes Ziel für ihn erreichbar.

Mit der Eroberung von Toulon beginnt der 24jährige seinen Siegeslauf; den 27jährigen beruft die Regierung schon an die Spitze einer Armee. Und welche Triumphe bringt ihm der italienische Feldzug! Noch nicht zwei Jahre ist es her, daß er die Stadt, deren Straßen er in den Revolutionskämpfen mit dem Blut ihrer Kinder gerötet, unter dem Groll der Bevölkerung verlassen hat, und jetzt empfangen ihn dieselben Pariser mit unermeßlicher Begeisterung. Alles hat sich vereinigt, um den einen über die Umwelt und alle Mitstrebenden zu erheben und auf die Höhe des Kapitols zu führen; nicht bloß der Glanz der Siege, sondern auch die glücklichsten Zufälle lohnen ihn mit Lorbeern. Und schon schmiedet der Sieger an neuen riesenhaften Plänen, deren Durchführung nur in seine Hände gelegt werden kann: England, den stärksten Gegner des neuen Frankreichs, in seinen Kolonien zu treffen! Von Ägypten kann man die morsche Herrschaft der Türken in Kleinasien und Griechenland erschüttern, von Ägypten aus kann auch Frankreich seine Armee nach Ostindien strecken!

Aber er findet nicht Zeit, seinen großartigen Feldzug auf dem ägyptisch-syrischen Schauplatz zu vollenden; der Augenblick ist herangekommen, das höchste Ziel zu erjagen: das Präsidium in der französischen Re-

gierung! Und der kecke Handstreich gelingt. Sofort wird eine glänzende, demokratische Staatsverfassung entworfen. In zehn oder zwölf Tagen oder Nächten — denn Napoleon kannte keine Ruhe und hielt sich aufrecht, während die Kommissare vor Müdigkeit umkamen — ist alles vollendet, und die Nation bestätigt dem Ersten Konsul in einer Urabstimmung mit 3 Millionen Stimmen gegen 1500 Stimmen die neue Ordnung, mit der die Revolution zu Ende ist. Ein neuer glorreicher Feldzug, gegen die Österreicher, sichert ihm den Ehrenplatz an der Spitze der Nation. Nicht Frankreich allein, sondern Europa feiert in ihm den Helden des Jahrhunderts, der die Ideale des Weltfriedens und der Humanität wieder herstellen will, und aus allen Ländern strömen die Fremden nach Paris, um den Mann zu sehen, der den empörten Wogen Ruhe geboten hat. — Damit ist die Höhe der Situation erreicht, von der die hier folgenden Erzählungen des unvergleichlichen Eroberers ihren Ausgang nehmen. Sie sind, mit gütiger Erlaubnis des Verlegers Robert Lutz dem Buche „Napoleons Leben, von ihm selbst", übersetzt und herausgegeben von Heinrich Conrad, entnommen. Mit seltener Anschaulichkeit und höchster Lebendigkeit schildert dieses nach den Diktaten und sonstigen mündlichen Äußerungen des Kaisers die politischen und kriegerischen Ereignisse. Möchten die hier gebotenen Bruchstücke recht viele Leser ermuntern, das schöne Werk selbst einmal zur Hand zu nehmen!

1. Die Kaiserkrone

Napoleon hatte einen kühnen Gedanken gefaßt, dessen Verwirklichung die Gemüter ergreifen und seine Thronerlangung noch ungewöhnlicher machen mußte; er wollte sich nämlich vom Papste selber salben und ihn zu der Feierlichkeit von Rom nach Paris kommen lassen. Das war ohne Beispiel in den achtzehn Jahrhunderten der Kirche. Es war dies das erstemal, daß ein Papst Rom verlassen sollte, um den Rechten eines neuen Monarchen in der eignen Hauptstadt desselben die Weihe zu erteilen.

Kaum war dieser Gedanke gefaßt, so machte ihn Napoleon zu seinem unabänderlichen Entschluß und nahm sich vor, Pius VII. durch jedes Mittel, sei es Überredung oder Furcht, nach Paris zu bringen. Es war dies eine der schwierigsten Unterhandlungen. Er gedachte sich des Kardinals Caprara zu bedienen, der fortwährend nach Rom schrieb, daß ohne Napoleon die Religion in Frankreich und vielleicht sogar in Europa verloren gewesen sein würde. Sein Vorhaben teilte er dem Erzkanzler Cambacérès mit und bestimmte in Gemeinschaft mit diesem das zu beobachtende Verfahren, um den ersten Angriff auf die Vorurteile, die Bedenklichkeiten und die Trägheit des römischen Hofes zu machen.

Als Pius VII. durch den außerordentlichen Kurier des Kardinals Caprara den Wunsch Napoleons er-

fuhr, war er betroffen, und lange bewegten ihn widersprechende Gefühle. Er erkannte wohl, daß dies eine Gelegenheit sei, der Religion neue Dienste zu leisten und manches Zugeständnis für sie zu erlangen, vielleicht gar die Rückgabe der reichen, dem Erbe Sankt Peters entrissenen Provinzen. Was aber hatte er dagegen auch zu wagen! Welche gehässigen Urteile von seiten Europas hinzunehmen! Welche Unannehmlichkeiten zu erdulden inmitten dieser revolutionären, vom Geiste der Philosophie angesteckten, von dem spottsüchtigsten Volke der Erde bewohnten Hauptstadt! Alle diese Aussichten, die sich auf einmal vor dem Geiste des empfindlichen und reizbaren Papstes eröffneten, regten ihn dermaßen auf, daß seine Gesundheit darunter merklich litt. Sein Minister und Ratgeber, Kardinal-Staatssekretär Consalvi, wurde der Vertraute seiner Unruhe, die er teilte. Aber beide sahen schließlich, besonders auch durch die Briefe des Legaten, des Kardinals Fesch, aufgeklärt, die Unmöglichkeit einer Weigerung ein und verstanden sich dazu, nachzugeben, nachdem sie jedoch lange und wiederholt mit den in Rom anwesenden Kardinälen beraten hatten.

Pius VII. ließ daher erklären, er sei bereit, zu kommen unter der Bedingung, daß der bei der Krönung von Napoleon zu leistende Eid keine Billigung ketzerischer Dogmen, sondern nur die tatsächliche Duldung abweichender Bekenntnisse enthalte; daß man ihm Gehör verspräche, wenn er die Interessen der Kirche und des Heiligen Stuhles verträte; daß man keine Bi-

schöfe, die ihre Unterwerfung unter den Heiligen Stuhl bestritten, vor ihn lasse, bevor sie sich nicht unterworfen hätten; daß er nicht mit Personen zusammenträfe, deren Lebensverhältnisse den Gesetzen der Kirche zuwiderliefen (man bezeichnete ausdrücklich die Frau des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Talleyrand); daß die zu beobachtende Zeremonie dieselbe sei, wie am Hofe zu Rom bei der Krönung der Kaiser oder bei der Salbung der Könige von Frankreich durch den Erzbischof von Reims; daß nur eine ausschließlich vom Papste vollzogene Zeremonie stattfinde; daß eine Deputation von zwei französischen Bischöfen ihm ein Einladungsschreiben überbringe, worin der Kaiser sage: durch wichtige Gründe im Schoße seines Reiches zurückgehalten und um sich mit ihm über die kirchlichen Angelegenheiten zu verständigen, bitte er ihn, nach Frankreich zu kommen, um seine Krone zu weihen und über die Interessen der Kirche zu verhandeln; daß keine Art von Forderung an ihn gestellt und er durch nichts an seiner Rückkehr nach Italien behindert werde.
Napoleon hielt die erlangte Zusage für einen großen Sieg, der seinen Rechten das letzte Siegel aufdrücke und ihm in der Legitimitätsfrage nichts mehr zu wünschen lasse. Gleichwohl wollte er inmitten dieses äußerlichen Gepränges keineswegs seinen selbständigen Charakter aufgeben und nichts seiner Würde und den Grundsätzen seiner Regierung Zuwiderlaufendes tun oder versprechen. Da ihm Kardinal Fesch gesagt hatte, daß es genügen würde, einen ausgezeichneten

General an den Papst abzusenden, so machte er den General Caffarelli zum Überbringer seiner Einladung, die er in achtungsvollen, ja schmeichelhaften Ausdrücken abfaßte. Sie lautete:

„Heiligster Vater!

Der glückliche Einfluß auf die Moral und den Charakter meines Volkes, den die Wiedereinführung der christlichen Religion gehabt hat, bewegt mich, Eure Heiligkeit zu bitten, mir bei einer der wichtigsten Veranlassungen, die die Weltgeschichte aufzuweisen hat, einen neuen Beweis des Interesses zu geben, das Sie an meinem Geschick und an dem dieser großen Nation nehmen. Ich bitte Eure Heiligkeit nach Paris zu kommen und der Salbungs- und Krönungsfeier des ersten Kaisers der Franzosen in feierlicher Weise die Weihe der Religion zu verleihen. Der Glanz dieser Zeremonie wird heller strahlen, wenn sie von Eurer Heiligkeit selbst vollzogen wird. Sie wird auf uns und unsere Völker die Segnungen Gottes herabrufen, dessen Ratschlüsse die Geschicke der Reiche und Familien nach seinem Willen lenken.

Eure Heiligkeit kennt die liebreiche Gesinnung, die ich seit langem für Sie hege, und wird deshalb das Vergnügen ermessen, das mir diese Gelegenheit gewähren wird, derselben neue Beweise davon zu geben.

Und so bitten wir Gott, daß er Sie, Allerheiligster Vater, lange Jahre als Lenker und Leiter unserer Mutter, der heiligen Kirche, erhalten möge.

Ihr ehrfurchtsvoller Sohn

Napoleon.“

General Caffarelli kam in der Nacht vom 28. zum 29. September in Rom an. Kardinal Feſch ſtellte ihn dem Papſte vor, der ihn väterlich aufnahm. Pius VII. empfing das Schreiben aus den Händen des Generals, las es aber erſt nach der Audienz. Nachdem er davon Kenntnis genommen und nichts von den kirchlichen Angelegenheiten als Beweggrund ſeiner Reiſe nach Frankreich darin gefunden hatte, ergriff ihn ein tiefer Schmerz und ein Nervenanfall, der große Beſorgnis erregte. Was dem ehrwürdigen Papſt wie allen Fürſten von erhabener Seele am Herzen lag, war im Grunde ſeine Ehre und die Würde ſeiner Krone. Dieſe glaubte er bloßgeſtellt, wenn das Intereſſe der religiöſen Angelegenheiten nicht als Erklärung ſeiner Reiſe angeführt wäre. Der Spottname „Kaplan Napoleons", den ſeine Feinde ihm gaben, ſchmerzte ihn tief. Er ließ den Kardinal Feſch rufen und ſagte zu ihm: „Was Sie mir da gebracht haben, iſt Gift!" Auf einen ſolchen Brief werde er nicht antworten und nach Paris gehe er nicht, denn man habe ihm nicht Wort gehalten. Kardinal Feſch beruhigte den erzürnten Papſt, und eine neue Befragung der Kardinäle hob dieſe letzte Schwierigkeit. Zu der Tat begriffen alle, daß ein Rücktritt unmöglich ſei, und es wurde beſtimmt, daß der Papſt am 2. November abreiſen ſolle, um am 27. in Fontainebleau einzutreffen.

Am 2. November frühmorgens begab ſich der Papſt, nachdem er dem Kardinal Conſalvi ſeine ganze Gewalt anvertraut und ihn wiederholt umarmt hatte,

in die Peterskirche und betete lange, von den Kardinälen, den Großen Roms und dem Volke umgeben. Dann bestieg er den Wagen und schlug die Straße nach Viterbo ein.

Pius VII. wünschte trotz seiner Armut einige Geschenke mitzubringen, die des Mannes würdig wären, den er besuchte. Mit dem ihm eignen feinen Takte wählte er zwei durch ihre Schönheit und Bedeutung ausgezeichnete antike Kameen. Die eine stellte Achilles, die andere Scipio dar. Für die Kaiserin bestimmte er antike Vasen von bewundernswerter Arbeit. Auf Talleyrands Rat brachte er für die Damen des Hofes eine Unmenge von Rosenkränzen mit.

Er fuhr durch den Kirchenstaat und Toskana, auf seinem ganzen Wege von der knienden Bevölkerung Italiens begrüßt. In Florenz wurde er von der eben verwitweten Königin von Etrurien empfangen, die für ihren Sohn die Regentschaft des von Napoleon neu errichteten Königreiches führte. Sie nahm den Papst, wie es nicht anders von der frommen spanischen Fürstin zu erwarten war, mit Beweisen von Verehrung und Hochachtung auf, die ihn entzückten, und er fing an, sich von seiner großen Besorgnis etwas zu erholen. Die Legationen vermied er, um durch sein Erscheinen die Einverleibung derselben in einen anderen, als den Kirchenstaat nicht gutzuheißen, und fuhr daher über Piacenza, Parma und Turin weiter. Er war noch nicht in Frankreich, aber schon gaben ihm französische Staatsbeamte und

Truppen das Geleit, und er sah die Offiziere der italienischen Armee sich ehrfurchtsvoll vor ihm verbeugen.

Pius VII. wurde allmählich ruhiger und hörte schließlich auf, die Folgen seines Entschlusses zu befürchten. Er fuhr über die Alpen. Es waren außerordentliche Vorsichtsmaßregeln getroffen worden, um seinen Übergang und den der ihn begleitenden alten Kardinäle sicher und leicht zu gestalten. Kaiserliche Palastbeamte sorgten für alles mit größter Freigebigkeit und unendlichem Eifer. Endlich kam er in Lyon an. Hier wurden seine Besorgnisse in wahre Freude verwandelt. Aus der Provence, dem Dauphiné, Franche Comté, Burgund war das Volk in Strömen herbeigeeilt, um den Stellvertreter Gottes auf Erden zu sehen. Die Völker haben alle ein unbestimmtes, aber tiefes Gefühl der Gottheit im Herzen. Es kommt wenig auf die Form an, unter der man dieser Gottheit seine Anbetung darbietet, wofern sie nur eine althergebrachte ist und ihr von oben her Achtung gezollt wird.

In Lyon erhielt Pius wieder einen Brief vom Kaiser mit neuen Danksagungen und Wünschen für seine baldige Ankunft. Der schwache, krankhaft reizbare Papst, der die Anstrengungen nicht mehr fühlte, seitdem er sich so empfangen sah, erbot sich selbst, seine Reise um zwei Tage zu beschleunigen. Er verließ Lyon unter den gleichen Huldigungen, wie bei seiner Ankunft, durchzog Moulins, Nevers und fand allenthalben auf der Landstraße dieselbe be-

wegte Menge, die den Segen des Kirchenoberhauptes verlangte.

In Fontainebleau ſollte Pius VII. halt machen. Dies war von Napoleon ſo angeordnet worden, damit er die Gelegenheit hatte, dem Heiligen Vater entgegenkommen zu können und ihm zwei oder drei Tage Erholung in dieſer ſchönen Zurückgezogenheit zu verſchaffen. Er hatte für dieſen Tag, den 25. November, eine Jagd angeſetzt, die ſich nach der Straße hinwenden ſollte, auf der der Papſt anlangte. Als der päpſtliche Reiſezug beim Kreuze von Sankt Herem ankam, lenkte Napoleon ſein Roß nach dieſer Seite und ſprengte dem Papſte entgegen. Er ſtellte ſich ihm vor und umarmte ihn. Pius betrachtete, gerührt von dieſer Zuvorkommenheit, mit Neugier und innerer Erregung dieſen zweiten Karl den Großen, an den er ſeit einigen Jahren unaufhörlich als an ein Werkzeug Gottes auf Erden gedacht hatte.

Es war gerade Mittag. Die beiden Souveräne ſetzten ſich in den Wagen, um nach Fontainebleau zu fahren, und Napoleon überließ dabei dem Papſte den Platz zur Rechten. Auf der Schwelle des Palaſtes ſtand die Kaiſerin mit den im Halbkreiſe aufgeſtellten Großen des Reiches und den Befehlshabern der Armee, um Pius VII. zu empfangen und ihm ihre Huldigung darzubringen. Obwohl der Heilige Vater an das römiſche Gepränge gewöhnt war, mußte er ſich doch geſtehen, ſo Prächtiges noch nicht geſehen zu haben. Von dieſem Kreiſe geleitet und umgeben, gelangte er in die für ihn beſtimmten Gemächer.

Am 28. November nach dreitätiger Ruhe bestiegen Kaiser und Papst den Wagen — der Papst stets zur Rechten sitzend! — um sich nach Paris zu begeben, wo für Pius der Flora-Pavillon zur Wohnung eingerichtet war.

Am 1. Dezember 1804 erließ Napoleon folgende Kundgebung an den Senat:

„Ich besteige den Thron, auf den mich der einstimmige Wille des Senates, des Volkes und der Armee beruft, das Herz voll von Mitgefühl für das große Schicksal dieses Volkes, das ich zuerst aus dem Feldlager als das „große" begrüßte.

Seit meiner Jugend sind alle meine Gedanken ihm geweiht, und, ich will es hier aussprechen, Freud oder Leid erwächst mir heute nur noch aus Glück oder Unglück meines Volkes.

Meine Nachkommen werden lange diesen Thron behaupten.

Im Felde werden sie die ersten Soldaten des Heeres sein, ihr Leben für die Verteidigung ihres Landes aufopfernd.

Als Verwalter werden sie niemals aus dem Auge lassen, daß Mißachtung der Gesetze und Erschütterung der gesellschaftlichen Ordnung stets nur die Folgen der Schwäche und Unsicherheit der Fürsten sind.

Ihr, Senatoren, deren Rat und Beistand mir unter den schwierigsten Verhältnissen niemals versagt hat, werdet euren Geist und eure Gesinnung auch auf eure Nachfolger übertragen. Seid stets die Stützen und

Louvre, Paris

Napoleon krönt Josephine

Nach dem Gemälde von J. L. David (Ausschnitt)

ersten Ratgeber dieses Thrones, der für das Glück unseres großen Reiches so notwendig ist."

Am Sonntag, den 2. Dezember, einem kalten, aber hellen Wintertage, strömte die Bevölkerung von Paris von allen Seiten zusammen, um dem Zuge des kaiserlichen Gefolges beizuwohnen. Der Papst zog vorauf, um 10 Uhr morgens, lange vor dem Kaiser, damit die beiden Züge einander nicht behinderten. Ihn begleitete eine zahlreiche Geistlichkeit, in die kostbarsten Ornate gekleidet und von Abteilungen der kaiserlichen Garde geleitet. Die Neugierde der Pariser wurde besonders durch die Erscheinung eines Abbés angeregt, der auf einer Eselin sitzend, ein Kruzifix in der Hand, dem Heiligen Vater auf seinem Weg zur Kirche voranritt.

Ein reich verzierter Säulengang war rings um den Platz Notre-Dame errichtet worden, um die Souveräne und Prinzen, die sich in die alte Kathedrale begeben wollten, beim Aussteigen aus ihren Wagen aufzunehmen. Der erzbischöfliche Palast, mit einer Pracht geschmückt, die der Gäste, die er aufnehmen sollte, würdig war, war so eingerichtet, daß der Papst und der Kaiser einen Augenblick daselbst ausruhen konnten.

Nach kurzem Verweilen trat der Papst in die Kirche, wo sich schon seit mehreren Stunden die Deputationen der Städte, die Repräsentanten der Magistrate und der Armee, die sechzig Bischöfe mit ihren Geistlichen, der Senat, der Gesetzgebende Körper, der Staatsrat,

die Fürsten von Nassau, Hessen, Baden, der Erzkanzler des deutschen Reiches, endlich die Gesandten aller Mächte versammelt hatten. Die Haupttür der Notre-Dame-Kirche war geschlossen, weil sich der kaiserliche Thron an dieselbe anlehnte. Man trat durch die Seitenpforten ein, die sich an den beiden Enden des Querschiffs befinden.

Als der Papst, dem das Kreuz und die Zeichen des Nachfolgers Petri vorangetragen wurden, in dieser alten Kathedrale des heiligen Ludwig erschien, erhoben sich alle Anwesenden, und 800 Musiker und Sänger stimmten nach einer feierlichen Melodie den geweihten Gesang an: Tu es Petrus. Dies machte einen ergreifend tiefen Eindruck. Der Papst ging mit langsamen Schritten zum Altare, wo er niederkniete, und nahm dann Platz auf einem zur Rechten des Altars für ihn errichteten Throne. Die sechzig Prälaten der französischen Kirche kamen einer nach dem andern, ihn zu begrüßen. Dann erwartete man die Ankunft der kaiserlichen Familie.

Die Kirche Notre-Dame war mit einer Pracht ohnegleichen geschmückt. Sammetbehänge mit goldenen Bienen übersäet, bekleideten die Wände von der höchsten Wölbung bis auf den Fußboden. Am Fuß des Altars standen einfache Armstühle, die der Kaiser und die Kaiserin vor ihrer Krönung einnehmen sollten. Im Hintergrunde der Kirche, dem Altar gegenüber, stand ein mächtiger Thron auf vierundzwanzig Stufen, zwischen Säulen mit einem Giebel, für den gekrönten Kaiser und seine Gemahlin bestimmt. So war der

Gebrauch nach beiderlei Ritus, dem römiſchen und dem franzöſiſchen. Der Monarch ſetzte ſich nicht eher auf den Thron, als bis er vom Papſte gekrönt war.
Man wartete auf den Kaiſer und wartete lange. Dies war der einzige bedauerliche Umſtand bei der großen Feierlichkeit. Die Urſache dieſer Verzögerung war die Furcht des Ordners der Feierlichkeit, die beiden Aufzüge möchten ſich begegnen. Der Kaiſer hatte die Tuilerien verlaſſen in einem ringsum mit Glasfenſtern verſehenen Wagen, auf dem man goldene, eine Krone haltende Genien ſah. Er trug ein vom größten Maler der damaligen Zeit vorgezeichnetes und der Tracht des 16. Jahrhunderts ſehr ähnliches Gewand, einen kurzen Mantel und ein Barett mit Federn. Den kaiſerlichen Ornat wollte er erſt im erzbiſchöflichen Palaſte anlegen, kurz bevor er in die Kirche eintrat. Von ſeinen Marſchällen zu Pferde begleitet und die Großwürdenträger im Wagen voran, fuhr er langſam die Straße Saint-Honoré und den Seine-Quai entlang über den Notre-Dame-Platz, umjauchzt von einer unermeßlichen Volksmenge.
Vor dem beſchriebenen Säulengang angelangt, ſtieg Napoleon aus und begab ſich in den erzbiſchöflichen Palaſt, wo er den kaiſerlichen Mantel anlegte und Krone und Zepter nahm; hierauf ſchritt er zu Fuß in die Kathedrale. Die große Krone, der die Krone Karls des Großen als Muſter gedient hatte, wurde neben ihm hergetragen. Er ſelbſt trug vorläufig nur die Krone der Cäſaren, einen einfachen goldenen Lorbeerkranz.

Nachdem er unter dem Klange einer rauschenden Musik in die Kirche eingetreten war, kniete er nieder und begab sich dann zu dem Lehnsessel, den er einnehmen sollte, bevor er von dem Throne Besitz nahm. Krone, Zepter, Degen und Mantel waren auf dem Altare niedergelegt. Der Papst nahm die gewöhnliche Salbung an seiner Stirn, seinen Armen und Händen vor, weihte dann den Degen, den er ihm umgürtete, das Zepter, das er ihm darreichte, und ergriff hierauf die Krone. Napoleon beobachtete seine Bewegungen mit aufmerksamem Auge, nahm die Krone ohne Hast, aber mit sicherer Entschiedenheit dem Papst aus den Händen und setzte sie selbst auf sein Haupt. Diese von allen Anwesenden verstandene Handlung machte einen unnennbaren Eindruck. Dann nahm Napoleon die Krone der Kaiserin, näherte sich der vor ihm knienden Josephine und setzte sie der Gefährtin seines Glücks auf, die dabei in Tränen zerfloß.

Nachdem dies geschehen, begab er sich zu dem großen Throne und stieg denselben empor, begleitet von seinen Brüdern, die die Zipfel des kaiserlichen Mantels trugen. Wie herkömmlich begab sich jetzt der Papst an den Fuß des Thrones, um dem neuen Souverän den Segen zu erteilen und jene Worte zu singen, die in der Peterskirche den Ohren Karls des Großen erklungen waren, als die römische Geistlichkeit ihn unvermutet zum Kaiser des Abendlandes ausgerufen hatte: Vivat in aeternum semper Augustus! Bei diesem Gesange ertönte tausendfach wiederholt der Ruf: Es lebe der Kaiser! und hallte von den Kup-

peln des Domes wieder; die Kanonen donnerten dazwischen und verkündeten ganz Paris den feierlichen Augenblick, in dem Napoleon nach allen unter den Menschen hergebrachten Formen wirklich gekrönt worden war. Der Erzkanzler Cambacérès überbrachte ihm hierauf die Eidesformel, ein Bischof reichte ihm das Evangelium dar, und die Hand auf dem Buche der Christen, sprach er den Eid, der die großen Grundsätze der französischen Revolution enthielt:
„Ich schwöre, das Gebiet der Republik in seinem vollen Umfange zu bewahren, die Gesetze des Konkordats[1]) und der freien Religionsübung zu achten und ihnen Achtung zu verschaffen, die politische und bürgerliche Freiheit, sowie die Unanfechtbarkeit der Verkäufe von Nationalgütern aufrecht zu erhalten; Steuern und Umlagen nur nach Maßgabe der Gesetze zu erheben; die Einrichtung der Ehrenlegion bestehen zu lassen; nur im Hinblick auf die Wohlfahrt, das Glück und den Ruhm des französischen Volkes zu regieren."

2. Albion

Napoleon beschloß, als Kriegsschauplatz England selber, das meerumgürtete Albion zu wählen.
Eine Landung in England war zweifelsohne kein Ding der Unmöglichkeit; war sie aber einmal erfolgt, so

[1]) Vertrag Frankreichs mit Roms 1801, wodurch der christliche Kultus in den französischen Kirchen wieder hergestellt worden war.

wurde London unfehlbar eingenommen. Sobald die Franzosen Herren von London gewesen wären, hätte sich unverzüglich eine mächtige Partei gegen die britische Adelsherrschaft erhoben. Als Hannibal die Alpen überschritt, als Cäsar in Epirus oder Spanien landete — blickten da diese Helden hinter sich? London liegt nur wenige Tagesmärsche von der Küste entfernt, und sobald die Landung vollzogen gewesen wäre, hätte die zur Verteidigung der Küsten zerstreute englische Armee keine Zeit mehr gehabt sich zu sammeln, um ihre Hauptstadt zu beschützen. Ohne Zweifel konnte eine solche Landung nicht mit einem Armeekorps unternommen werden, wohl aber war der Erfolg sicher mit 160000 Mann, die fünf Tage nach ihrer Landung vor London erschienen wären. Bootsflottillen sollten nur dazu dienen, diese 160000 Mann in wenigen Stunden hinüberzuschaffen und alle englischen Landungsplätze zu besetzen. Die Überfahrt sollte sich unter dem Schutz einer Flotte vollziehen, die sich bei Martinique sammeln und von dort so schnell wie möglich nach Boulogne segeln sollte; 50 Linienschiffe, die von Toulon, Brest, Rochefort, Lorient, Cadix abgefahren wären, hätten sich bei der Insel Martinique vereinigt, wären nach Boulogne gesegelt und hätten die Überfahrt der Truppen gedeckt, während die englischen Flotten zwei Meere hätten behaupten müssen, um die britische Herrschaft über Indien aufrecht zu erhalten.

Zur Hinüberschaffung von 150000 Mann, nebst der Menge von Pferden, Geschützen, Schießbedarf und Lebensmitteln, die ein solches Heer voraussetzt, sind

große Rüstungen erforderlich. Es ist schon eine schwierige Aufgabe, 20—30000 Mann übers Meer zu schaffen. Den Beweis hatte die Expedition nach Ägypten geliefert. Nun aber waren gar 150000 Soldaten, 10 bis 15000 Pferde und 3—400 Geschütze einzuschiffen! Ein Linienschiff kann für eine Fahrt von einigen Tagen durchschnittlich 6—700 Mann aufnehmen, eine große Fregatte die Hälfte. Zur Einschiffung eines solchen Heeres waren daher 200 Linienschiffe erforderlich, also eine Flotte, wie sie nirgends existiert und die höchstens ein Bündnis Frankreichs und Englands zu einem und demselben Zwecke denkbar machen könnte. Eine Armee von 150000 Mann nach England hinüberzuschaffen, wäre also ein unmögliches Unternehmen gewesen, wäre England so weit entfernt wie Ägypten oder Griechenland. Man brauchte aber nur über die Meerenge von Calais zu setzen, d. h. eine Strecke von acht bis zehn Seemeilen zurückzulegen.

Zu einer solchen Überfahrt waren keine großen Schiffe nötig. Man hätte solche dazu, selbst wenn man sie gehabt hätte, nicht einmal gebrauchen können, denn von Ostende bis Havre gibt es nicht einen Hafen, der sie aufzunehmen imstande wäre, und ohne einen weiten Umweg ließe sich auch auf der entgegengesetzten Küste nicht ein Hafen finden, in dem sie hätten landen können. Es waren daher Fahrzeuge notwendig, die beladen nicht über sieben bis acht Fuß tief gingen und zugleich ohne Schaden auf den Strand laufen konnten.

Um diesen Bedingungen zu genügen, baute man große Kanonenschaluppen mit flachem Boden von solidem

Bau und von zweierlei Art. Die der ersten Art, die eigentlichen Kanonenschaluppen, waren so gebaut, daß sie vier Geschütze von schwerem Kaliber, vom 24- bis zum 36-Pfünder, zwei vorn und zwei hinten, führen und so das Feuer der Linienschiffe und Fregatten erwidern konnten. Eine Flotte von 500 Kanonenschaluppen von je vier Geschützen konnte also das Feuer von 20 Linienschiffen von je 100 Kanonen gleich stark erwidern. Diese Schaluppen waren aufgetakelt wie Briggs, d. h. mit zwei Masten, mit 24 Matrosen bemannt und imstande, eine Infanteriekompagnie von 100 Mann mit Waffen und Schießbedarf aufzunehmen. Die Schaluppen der zweiten Klasse, die man zum Unterschied von den andern Kanonenboote nannte, waren nicht so stark bewaffnet und minder leicht zu steuern, sollten aber außer der Infanterie auch die Feldartillerie aufnehmen. Diese Kanonenboote trugen vorn einen 24-Pfünder, hinten ein auf der Lafette gelassenes Feldgeschütz nebst dem erforderlichen Apparat, es in wenigen Minuten ein- und auszuschiffen. Sie führten außerdem einen gefüllten Artilleriemunitionswagen, welcher dergestalt auf dem Verdeck angebracht war, daß er die Matrosen nicht hinderte und in einem Augenblicke ans Land geschafft werden konnte. Die Schaluppen enthielten mitten im Raum auch einen kleinen Stall, in dem zwei Artilleriepferde mit Futter auf mehrere Tage untergebracht werden sollten. Dieser in der Mitte der Schaluppe befindliche, oben mit einer Klappe versehene Pferdestall war so eingerichtet, daß man vom Takelwerk aus durch Flaschenzüge ein Pferd

in der Schwebe bequem vom Ufer hinein- und dahin wieder herausbringen konnte. Hinsichtlich der Bewaffnung standen die Boote den Kanonenschaluppen nach, konnten aber eine schwere Geschützkugel abfeuern und aus dem am Heck befindlichen Feldgeschütz mit Kartätschen schießen, und gewährten den Vorteil, daß sie außer einem Teile der Infanterie die ganze Artillerie des Heeres nebst zwei Pferden für jedes Geschütz aufnehmen und sofort nach der Landung in Reihe und Glied zu bringen vermochten. Die übrige Bespannung sollte auf Transportschiffe geladen werden. Diese Kanonenboote waren nur mit sechs Matrosen bemannt und konnten wie die Kanonenschaluppen eine Infanteriekompagnie mit ihren Offizieren nebst zwei Geschützführern und einigen Artilleristen aufnehmen.
Eine dritte Art von Fahrzeugen waren große, schmale, 60 Fuß lange Prähme mit beweglichem Verdeck, das sich auflegen und wegnehmen ließ. Sie waren mit etwa 60 Rudern versehen, konnten nötigenfalls ein kleines Segelwerk tragen und fuhren außerordentlich schnell. Diese Fahrzeuge konnten außer den zwei bis drei Matrosen, die sie steuerten, 60 bis 70 Soldaten aufnehmen, die so gut rudern gelernt hatten wie Matrosen. Auch führten sie eine kleine Haubitze nebst einem Vierpfünder an Bord und sollten keine andere Ladung erhalten als die Waffen ihrer Besatzung und einige als Ballast verteilte Lebensmittel.
Nach zahlreichen Versuchen war man bei diesen dreierlei Arten von Fahrzeugen geblieben, die allen Erfordernissen der Überfahrt entsprachen und, in Schlachtlinie

aufgestellt, eine furchtbare Feuerlinie bildeten. Die leichter beweglichen und stärker bewaffneten Kanonenschaluppen nahmen die vorderste Reihe ein; die Kanonenboote bildeten die zweite Linie, hinter den Zwischenräumen zwischen den Schaluppen, so daß keine Stelle ohne Feuer blieb. Die Prähme, die nur kleine Haubitzen führten und hauptsächlich durch ihr Flintenfeuer gefährlich waren, konnten vor und hinter der Schlachtreihe und auf den Flügeln verteilt, rasch zum Entern eilen, wenn man mit einer Flotte zu tun hatte, oder ihre Mannschaften ans Land setzen, wenn man eine Landung bewerkstelligen wollte, oder schließlich sich davonmachen, wenn sie schweres Geschützfeuer auszuhalten hatten.

Von diesen dreierlei Fahrzeugen sollten 1200—1500 zusammengebracht werden, die außer einer Menge leichter Geschütze mindestens 3000 Stücke von schwerem Kaliber führen, also ebensoviel Kugeln werfen konnten, wie das stärkste Schiffsgeschwader. Ihr Feuer war gefährlich, denn es strich hart über die Wellen hin und zielte auf die Wasserlinie. Im Kampfe mit großen Schiffen bildeten sie für diese ein schwer zu treffendes Ziel, während sie selbst auf ein leicht zu treffendes schossen. Sie konnten sich bewegen, verteilen, den Feind umzingeln.

Boulogne galt als der beste Ausgangspunkt für eine Expedition gegen England. Dieser Hafen, der von einem kleinen schlammigen Flusse, der Liane, gebildet wird, konnte beträchtlich erweitert werden. Napoleon befahl sofort die Ausbaggerung des Hafenbeckens und

des Bettes der Liane. Die Truppenlager wurden näher ans Meer herangerückt, und die Soldaten wurden damit beauftragt, die ungeheuren Erdmassen fortzuschaffen. Errichtet wurden ferner Werfte, Werkstätten, Magazine, Kasernen, Bäckereien, Spitäler, kurz alles, was zum Bedarf von 2300 Fahrzeugen und zur Unterkunft und Ernährung von 120000 Soldaten, gesunden und kranken, notwendig war. Hätten nicht diese Einrichtungen nur vorläufige sein sollen, so wären sie völlig unmöglich gewesen.

Um dieses umfassende System vollständig zu machen, mußte noch die Küste gegen die Engländer gedeckt werden.

Ihre Annäherung unschädlich zu machen oder zu verhindern, war keine leichte Aufgabe, denn die Küste hatte weder scharfe Einbuchtungen noch Vorsprünge, die es ermöglicht hätten, weit in die See hinauszufeuern. Man sorgte jedoch dafür. Vor der Küste von Boulogne liefen zwei Riffe ins Meer hinaus, zwischen denen eine Strecke von fünf Kilometern einen ganz sicheren und bequemen Ankerplatz bildete. Zur Flutzeit standen diese Riffe unter Wasser, zur Zeit der Ebbe aber lagen sie frei. Napoleon befahl, zwei halbkreisförmige Forts aus starken Backsteinmauern mit widerstandsfähigen Kasematten darauf zu errichten, mit zwei Geschützstockwerken übereinander, die mit ihrem Feuer den zwischen beiden liegenden Ankerplatz decken könnten. Er ließ auf der Stelle das Werk beginnen. Um aber auch noch die Mitte der Ankerlinie zu decken, wurde in ihrer Mitte ein dritter Stützpunkt gerade

vor der Einfahrt in den Hafen gewählt, und weil dort Triebsandboden war, beschloß Napoleon, dieses dritte Fort aus starkem Holzwerk bauen zu lassen. Sogleich begannen zahlreiche Arbeiter während der Ebbe Hunderte von Pfählen einzurammen, die einem Bau für eine Batterie von achtzehn 24-Pfündern zur Grundlage dienen sollten. Während dieser Tätigkeit waren sie meistens dem Feuer der Engländer ausgesetzt.
Außerdem ließ der Erste Konsul alle hervorspringenden Stellen des Strandes mit Kanonen und Mörsern ausrüsten, und nicht ein Punkt, der Geschütze aufzunehmen vermochte, blieb ohne Kanonen vom schwersten Kaliber. Er hoffte mit allen diesen Arbeiten bis zum Winter fertig zu werden.
Die Engländer hatten sich alle Mühe gegeben, die Arbeiten an den Befestigungsanlagen bei Boulogne zu zerstören. Ihre Kreuzerflotte, die gewöhnlich aus etwa 20 Fahrzeugen bestand, drei bis vier Linienschiffen von 74 Kanonen, fünf bis sechs Fregatten, zehn bis zwölf Briggs und Korvetten, nebst einer Anzahl Kanonenschaluppen, unterhielt ein ununterbrochenes Feuer auf die französischen Arbeiter. Ihre Kugeln flogen über das Gestade hinweg und schlugen in den Hafen und die Stadt ein. Taten ihre Geschosse aber auch nur wenig Schaden, so war doch dieses Feuern höchst unbequem und konnte, wenn eine große Anzahl von Fahrzeugen beisammen war, verderbliche Verheerungen, wohl gar eine Feuersbrunst unter ihnen anrichten. Napoleons unerschöpfliche Erfindungsgabe ermittelte auch dagegen neue Vorkehrungen.

Er ließ an der Küste Versuche anstellen, um die Tragweite des schweren Geschützes bei Schüssen unter einem Winkel von 45°, also ungefähr wie beim Werfen aus Mörsern, zu ermitteln. Die Versuche gelangen, und man schoß mit 24-Pfündern $4^1/_4$ km weit, was die Engländer nötigte, sich in entsprechender Entfernung zu halten.

Ferner befahl er, auf die Fahrzeuge mit schweren Granaten zu feuern, die, in den Holzwänden oder im Segelwerk platzend, entweder gefährliche Lücken im Schiffsrumpf oder große Zerstörungen im Takelwerk hervorbringen mußten. Auf Holz muß man mit Sprengkugeln schießen.

Als die Engländer statt der Vollkugeln, die durch alles, was sie treffen, wie der Blitz durchschlagen, aber auch kein viel größeres Loch machen als ihr Durchmesser beträgt, Wurfgeschosse ankommen sahen, die zwar weniger Triebkraft hatten, aber in den Seiten des Schiffes oder über den Köpfen der Bemannung wie eine Mine zersprangen, waren sie überrascht und hielten sich fortan sehr fern. Endlich kam Napoleon noch auf den Gedanken, unterseeische Batterien anzulegen, d. h. er ließ auf dem Ebbegestade Batterien von schweren Kanonen und schweren Mörsern aufstellen, die das Wasser während der Flut bedeckte und bei eintretender Ebbe wieder bloßlegte. Es kostete viel Mühe, den Bettungen, auf denen die Geschütze ruhten, Festigkeit zu geben, und die Versandung und Verstopfung zu verhindern, doch gelang es, und als die Engländer zur Zeit der Ebbe, als

die Arbeit begann, um sie zu stören herankamen, wurden sie vom Ebbegestade mit Geschützsalven empfangen, so daß die Feuerlinie gleichsam mit dem Meere zugleich vor und zurück wich. Diese Batterien wurden aber nur während der Arbeit an den Hafenforts verwandt, denn sie waren überflüssig, nachdem man diese beendigt hatte.

Nach wiederholten Übungen brachte man es bald dahin, alle Manöver ebenso schnell wie pünktlich auszuführen. Täglich und bei jedem Wetter, außer bei Sturm, lief man mit 100—150 Fahrzeugen aus, um angesichts des Feindes auf der Reede zu manövrieren oder zu ankern. Auch übte man sich auf jeden beim Landen an einer feindlichen Küste möglichen Vorfall ein und suchte alle Schwierigkeiten auf, die sich irgend ermitteln ließen.

An diesen mannigfaltigen Übungen zu Lande und zu Wasser, an diesen Manövern und schweren Arbeiten, fanden die nach Abenteuern begierigen Soldaten voll Einbildungskraft und Ehrgeiz großes Gefallen. Die gute Beköstigung, die fortwährende Tätigkeit, die frische gesunde Luft, alles dies mußte sie außerordentlich stählen und kräftigen, und die Hoffnung, eine Wundertat auszuführen, auch ihre moralische Kraft vermehren. So entwickelte sich allmählich jenes unvergleichliche Heer, das in zwei Jahren das Festland erobern sollte.

Um den Geist der Truppen womöglich noch mehr zu heben, beschloß Napoleon, dem Heer ein großes Fest zu geben. Am Jahrestag des 14. Juli hatte er die

großen Dekorationen der Ehrenlegion an die ersten Männer des Reiches in der Invalidenkirche verteilt. Jetzt gedachte er selber die an Stelle der abgeschafften Ehrenwaffen tretenden Kreuze an das Heer zu verteilen und diese Feierlichkeit am Strande des Ozeans und angesichts der englischen Geschwader zu begehen.
Napoleon ließ einen östlich von Boulogne am Meere gelegenen Platz auswählen, der die Form eines wie absichtlich am Strand angelegten halbrunden Amphitheaters hatte und von der Natur zu einem großen Nationalschauspiel geschaffen zu sein schien. Auf seinem Raum hatte die ganze Armee Platz. Im Mittelpunkt dieses Amphitheaters wurde ein Thron für den Kaiser errichtet, so daß er mit der Lehne gegen das Meer gekehrt stand. Rechts und links wurden Stufen für die Großwürdenträger, Minister und Marschälle angelegt. Auf der Verlängerung dieser Stufen sollten sich auf beiden Flügeln die Abteilungen der Kaisergarde entfalten, gegenüber aber auf dem allmählich ansteigenden Boden dieses natürlichen Amphitheaters, wie vordem das römische Volk in seinen weiten Arenen, die verschiedenen Armeekorps in geschlossenen Kolonnen und gleichsam in Strahlen aufgestellt werden, die den Thron des Kaisers zum Mittelpunkt hatten. An der Spitze jeder Kolonne sollte die Infanterie, hinter ihr die Reiterei stehen.
Am 16. August, dem Tage nach Sankt Napoleonstag, rückten die Truppen durch eine aus allen benachbarten Provinzen zu diesem Schauspiel herbei-

geeilte ungeheure Volksmenge auf den Festplatz. Hunderttausend Mann, fast lauter Veteranen der Revolutionsheere, erwarteten von Napoleon den Lohn ihrer Taten. Die Soldaten und Offiziere, welche Kreuze erhalten sollten, waren aus den Reihen bis an die Stufen des Kaiserthrones vorgetreten. Napoleon las ihnen stehend die schöne Eidesformel der Fremdenlegion vor, worauf alle zusammen unter dem Geschmetter der Trompeten und dem Donner der Geschütze antworteten: Wir schwören! Dann kamen alle, einer nach dem andern, mehrere Stunden lang, um das Kreuz zu empfangen, das den Geburtsadel ersetzen sollte. Mit einfachen Bauerssöhnen stiegen alte Edelleute die Stufen zu diesem Thron hinan, um die der Tapferkeit bestimmten Auszeichnungen zu empfangen, und alle nahmen sich vor, gern ihr Blut an Englands Strand zu vergießen, um ihrem Vaterlande die unbestrittene Herrschaft über die Welt zu sichern.

Vor seiner Abreise[1]) hatte Napoleon noch Gelegenheit, einem Gefecht der Flottille mit einer englischen Division beizuwohnen. Er befand sich am 26. August um zwei Uhr nachmittags in seinem Boote auf der Reede und besichtigte die äußerste Linie, die wie gewöhnlich aus 150—200 Schaluppen und Segelbooten bestand. Das vor ihm in See liegende englische Geschwader bestand aus 2 Linienschiffen, 2 Fregatten, 7 Korvetten, 6 Briggs, 2 Schonern und 1 Kutter, zusammen 20 Fahrzeugen. Eine Korvette trennte sich von der feindlichen

[1]) Nach Paris, um die Kaiserkrönung ins Werk zu setzen.

Division und steuerte auf den äußersten Punkt der französischen Verteidigungslinie los, um zu beobachten. Der französische Admiral gab der ersten Division Kanonenschaluppen unter Kapitän Leroy sofort Befehl, die Anker zu lichten und geschlossen auf die Korvette loszugehen. Dies geschah, und die Korvette wurde gezwungen, sich zurückzuziehen. Als die Engländer dies sahen, sandten sie eine Fregatte, mehrere Korvetten, Briggs und den Kutter vor, um die französische Abteilung ihrerseits zum Rückzuge zu zwingen und sie von ihrer Stellung abzuschneiden. Der Kaiser, der sich mit Admiral Bruix, dem Kriegs- und Marineminister und mehreren Marschällen in seinem Boote befand, begab sich mitten unter die im Gefecht begriffenen Schaluppen und ließ, um ihnen ein Beispiel zu geben, gerade auf die mit vollen Segeln herankommende Fregatte zuhalten. Er wußte, daß die Soldaten und Seeleute, die seine Kühnheit zu Lande bewunderten, sich mitunter fragten, ob er auch zur See so tapfer sein würde. Er wollte sie in dieser Hinsicht aufklären und sie daran gewöhnen, den großen Schiffen des Feindes kühn die Spitze zu bieten. Er ließ sein Boot der französischen Linie weit voraus, so nahe wie möglich an die Fregatte heransteuern. Diese hatte offenbar die Kaiserflagge auf dem Boot gesehen und hielt daher ihr Feuer zurück, um es nahe herankommen zu lassen und um so sicherer zu vernichten. Der Marineminister zitterte für das Leben des Kaisers und wollte auf das Steuer losstürzen, um die Richtung zu ändern, aber ein gebietender

Wink Napoleons tat seiner Bewegung Einhalt, und man segelte weiter auf die Fregatte los. Napoleon beobachtete sie durch ein Fernglas, als sie plötzlich die zurückgehaltene Ladung abfeuerte und das Boot mit einem Hagel von Geschossen überschüttete. Niemand wurde verwundet, einige wurden nur vom aufspritzenden Seewasser getroffen. Alle französischen Fahrzeuge segelten nun so schnell heran, als sie konnten, um das Feuer zu erwidern und das Boot des Kaisers zu decken. Die englische Division wurde mit Vollkugeln und Kartätschen angegriffen, worauf sie anfing, sich zurückzuziehen. Man verfolgte sie, allein sie kehrte, gegen die Küste lawierend, von neuem zurück. Inzwischen hatte eine andere Division Kanonenschaluppen unter Kapitän Pevrieu die Anker gelichtet und war gegen den Feind vorgerückt. Bald mußte die übel zugerichtete Fregatte, die kaum noch dem Steuer gehorchte, wieder das Weite suchen; die Korvetten folgten dieser Rückwärtsbewegung, einige sehr beschädigt, und der Kutter war so zerschossen, daß er sank.

Auch das Manöver der vereinigten Flotten war von Napoleon bis in alle Einzelheiten durchdacht worden. Den Engländern konnte es nicht einfallen, daß man auf einem Punkte wie Martinique 50—60 Linienschiffe auf einmal vereinigen wolle, vielmehr war anzunehmen, daß sie an Indien denken würden. Jedenfalls aber hätte, wenn sie einmal vereinigt waren, eins der ihnen begegnenden englischen Geschwader von höchstens 12 bis 15 Linienschiffen es nicht mit 50 aufgenommen,

und die Rückkehr in den Kanal war gewiß. Die ganze Macht Frankreichs war dann zwischen den Gestaden Englands und Frankreichs in demselben Augenblicke vereinigt, wo die englischen Flotten nach dem Orient, nach Amerika oder Ostindien steuerten.

Es war die größte Sorgfalt aufgeboten, den Plan aufs tiefste geheim zu halten. Den Spaniern, die sich verpflichtet hatten, der Leitung Napoleons willig zu folgen, wurde er nicht mitgeteilt. Von den Admiralen sollten allein Villeneuve und Ganteaume darum wissen, jedoch auch noch nicht bei der Abfahrt, sondern erst in See, wenn sie nicht mehr mit dem Lande in Berührung kommen konnten. Dann sollten sie durch Depeschen, die sie erst unter einer gewissen Breite eröffnen durften, erfahren, welchen Weg sie einzuschlagen hätten. Kein Kapitän war in das Geheimnis der Unternehmung eingeweiht; sie kannten nur Sammelplätze für den Fall einer Trennung. Außer Decrès wußte kein Minister um den Plan. Diesem war ausdrücklich befohlen, nur mit Napoleon zu korrespondieren und seine Depeschen eigenhändig zu schreiben. In allen Häfen aber ward das Gerücht einer Expedition nach Indien verbreitet.

Zu allen diesen Vorsichtsmaßregeln, um die Engländer auf falsche Fährte zu bringen, kam noch eine weitere, die nicht minder geeignet war, sie zu täuschen: die Reise Napoleons nach Italien. Er nahm an, daß seine Ende März (1805) abgegangenen Flotten den April brauchen würden, um nach Martinique zu kommen, den Mai um sich zu vereinigen, den Juni um

zurückzukehren, daß sie also in den ersten Tagen des Juli im Kanal sein würden. Während dieser ganzen Zeit blieb er in Italien, hielt Truppenmusterungen, gab Feste, verbarg seine tiefangelegten Pläne unter dem Scheine eines müßigen, prunkenden Lebens, um dann in einem gewissen Augenblick heimlich mit Extrapost abzureisen, in fünf Tagen von Mailand nach Boulogne zu kommen und, während man ihn noch in Italien glaubte, gegen England den Schlag zu führen, mit dem er schon so lange drohte. Je näher aber die Gefahr einer Landung der französischen Armee in England heranrückte, um so fieberhafter bemühte das englische Kabinett sich, eine neue Koalition zustande zu bringen. Es wurde dabei vom Glück auf merkwürdige Art begünstigt: Die Einverleibung des genuesischen Freistaates durch Frankreich wurde die geringfügige Ursache, die den Stein ins Rollen brachte; Rußland erklärte sich endlich zu einem Bündnis mit England bereit.

In Wien war die Wirkung noch entscheidender. Hier wurde man durch die Einverleibung Genuas einem langen Zaudern entrissen. Man sah seit langer Zeit, daß Napoleon ganz Italien zu haben wünschte und konnte sich nicht entschließen, ihm das schöne Land zu überlassen, ohne noch einmal mit dem Mute der Verzweiflung darum zu kämpfen. Aber die österreichischen Finanzen befanden sich in einem traurigen Zustand; in Ober- und Niederösterreich, in Böhmen, Mähren und Ungarn herrschte Hungersnot. In Wien war das Brot so teuer, daß die sonst so geduldige

Bevölkerung mehrere Bäckerladen gestürmt hatte. Bei dieser Lage der Dinge würde man noch lange gezaudert haben, sich in die Kosten eines dritten Krieges gegen einen so furchtbaren Gegner zu stürzen; als man aber die Einverleibung von Genua erfuhr, hatte alle Ungewißheit mit einemmal ein Ende. Der Beschluß, zu kämpfen, wurde auf der Stelle gefaßt. Dieser endgültige Entschluß wurde nach St. Petersburg gemeldet, wo er große Freude erregte, da man die Mitwirkung Österreichs als das glücklichste Ereignis betrachten mußte.

Der Beitritt des Wiener Kabinetts zum Koalitionsvertrag wurde ohne Zögern vollzogen. Rußland übernahm es, bei England zu vermitteln, daß Österreich möglichst hohe Unterstützungen bekomme. Man ververlangte und erhielt als Beitrag zu den Rüstungen eine Million Pfund Sterling, ferner die sofortige Einzahlung der Hälfte der jährlichen Hilfsgelder, zwei Millionen Pfund.

Am 11. Juni traf Napoleon aus Italien in Fontainebleau ein; der Erzkanzler Cambacérès war daselbst erschienen, um mit ihm über die großen Angelegenheiten des Augenblicks zu verhandeln. Der Minister erschrak über die Stimmung des Kontinents, über die deutlichen Symptome eines nahen Krieges und betrachtete die Ereignisse in Italien als die Veranlassung eines Bruchs. Bei dieser Lage konnte er nicht begreifen, daß Napoleon Italien und Frankreich den Streichen der Koalition ausgesetzt lasse, um sich auf England zu werfen. Napoleon, der voll Vertrauen

zu seinem großen Plane eines Seekriegs war, dessen Geheimnis selbst der Erzkanzler nicht vollständig kannte, Napoleon legte auf keinen dieser Einwürfe Gewicht.

So eng Rußland und England auch verbunden seien, so vermöchten beide doch nichts ohne Österreich, ohne die Heere und das Gebiet dieser Macht, und Österreich, das Frankreich im Grunde stets fürchte, werde noch einige Zeit zaudern, ehe es sich gänzlich fortreißen lasse. Jedenfalls werde es nicht so schnell in Bereitschaft sein, um die Expedition nach England zu verhindern. Einige Tage seien für diese Expedition ausreichend, und sei das Meer einmal frei, so gehe es mit allen Koalitionen zu Ende, Österreich werde dann den gegen Frankreich gehobenen Arm auf der Stelle senken. „Vertrauen Sie mir," sagte Napoleon zu dem Erzkanzler, „vertrauen Sie meiner Tatkraft. Ich werde Europa durch die Wucht und die Schnelligkeit meiner Schläge überraschen."

Napoleon gab Talleyrand seine Befehle bezüglich der äußeren Angelegenheiten. Bei jeder neuen Nachricht über die Rüstungen Österreichs sollte er an den Wiener Hof schreiben, ihn seiner Heuchelei überführen und mit der Hinweisung auf die Folgen eines solchen Benehmens schrecken. Dieses Mal war Österreich der Untergang gedroht, wenn es die Expedition nach England unterbrach. Mit Preußen unterhandelte man seit längerer Zeit über Hannover. Man mußte diese Gelegenheit benutzen, um ihm Hoffnungen auf diese kostbare Erwerbung zu machen und seinen Ehrgeiz zu erwecken. Um es zu verlocken, wurde ihm

Hannover sofort angeboten unter der Bedingung eines offenen Bündnisses mit Frankreich. Mit einem solchen Bündnis konnte Frankreich Österreich erschrecken und für viele Jahre unbeweglich machen. Jedenfalls aber glaubte der Kaiser seine Angelegenheiten durch die Landung in England besser zu fördern, als durch die geschicktesten Unterhandlungen.

Die Zeit drängte; an den Küsten des Ozeans war alles bereit, und Villeneuve konnte in jedem Augenblicke mit seinem Geschwader im Kanal erscheinen.

So begab sich denn Napoleon mit dem Marschall Berthier nach Boulogne und erteilte dem Admiral Decrès den Befehl, sofort dort einzutreffen. Er erreichte Boulogne am 3. August unter dem lauten Freudengeschrei einer Armee, die sich nach und nach zu langweilen anfing, da sie seit zweieinhalb Jahren dieselben Übungen wiederholen mußte, und fest glaubte, daß Napoleon sich dieses Mal an ihre Spitze stellen werde, um nach England zu segeln.

Gleich am folgenden Tage versammelte er die ganze Infanterie am Strande. Sie nahm mehr als 15 km ein und bildete eine Masse von mehr als 100 000 Menschen.

Seit Napoleon befehligte, hatte er nichts Schöneres gesehen. Am Abend schrieb er dem Admiral Decrès die bezeichnenden Worte: „Die Engländer wissen nicht, was über ihren Häuptern schwebt. Wenn wir zwölf Stunden lang der Überfahrt sicher sind, hat England gelebt."

Aber Villeneuve kam nicht.

Vom 15. bis zum 20. Auguſt ſtieg die Ungeduld Napoleons aufs höchſte. Auf den höchſten Punkten der Küſte waren Signale aufgeſtellt, um ihn ſofort zu benachrichtigen, wenn die franzöſiſche Flotte am Horizont erſchiene. Unaufhörlich befand ſich der Kaiſer am Ufer des Meeres, am Horizont nach irgendeiner unerwarteten Erſcheinung ſuchend. Seeoffiziere, mit Fernrohren auf den verſchiedenen Küſtenpunkten aufgeſtellt, hatten den Auftrag, alles zu beobachten und über jeden Vorfall zu berichten. Auf dieſe Weiſe brachte er drei Tage in einer jener ungewiſſen Lagen zu, die für glühende und ſtarke Seelen am widerwärtigſten ſind. Endlich erklärte ihm der Admiral Decrès, in Berückſichtigung der verfloſſenen Zeit, der herrſchenden Winde und der Stimmung Villeneuves ſei er überzeugt, daß die Flotten nach Cadix geſegelt ſeien.
Mit tiefem Schmerze, in den ſich heftige Zornausbrüche miſchten, entſagte Napoleon endlich ſeiner Hoffnung, ſeine Flotte im Kanal erſcheinen zu ſehen. Plötzlich beruhigte er ſich wieder und diktierte mehrere Stunden lang den Plan des Feldzugs von 1805. Statt England direkt anzugreifen, wollte er es auf dem Kontinent bekämpfen.

3. Trafalgar

Während derſelben Tage des Monats Oktober, die für Frankreich auf ewig ruhmvoll ſind, traf die fran-

zösische Flotte der härteste Schlag. Fast zu derselben Stunde, da bei Ulm die gefangenen Krieger Österreichs waffenlos vor Napoleon vorüberzogen, fand an der spanischen Küste im Angesicht des Kaps Trafalgar eine furchtbare Szene der Zerstörung statt.
Am 20. Oktober war Villeneuve endlich nach langem Zaudern aus Cadix abgefahren, um sich dem Admiral Nelson zu stellen, der ihn in den spanischen Gewässern aufsuchte. Noch am selben Abend kam man an den Feind heran, und Villeneuve befahl, sich nach der Reihenfolge der Schnelligkeit zur Schlacht aufzustellen und auf das Schiff, das am weitesten unter dem Winde liege, eine Linie zu bilden. Auf allen Schiffen der Flotte war das Signal zum Kampf aufgezogen.
Während der Nacht sah und hörte man ununterbrochen die Signale der englischen Fregatten, die durch Lichter und Kanonenschüsse ihrem Admiral die Richtung der französischen Flotte anzeigten. Bei Tagesanbruch wehte der Wind, der noch immer schwach und veränderlich war, aus Westen. Die See ging hohl; die Wellen stiegen hoch empor, aber ohne sich zu brechen. Man entdeckte jetzt den Feind, in mehrere Gruppen verteilt. Er segelte der französischen Flotte entgegen und war von ihr noch fünf bis sechs Stunden entfernt.
Gegen halb acht Uhr wurde die Absicht des Feindes deutlicher. Die Gruppen des englischen Geschwaders hatten sich augenscheinlich zu zwei Kolonnen vereinigt. Dies verriet deutlich den Plan Nelsons, die französisch-spanische Flotte an zwei Stellen zu durchbrechen.

Die französische Linie war hauptsächlich deshalb schlecht, weil die Zwischenräume zwischen den einzelnen Schiffen ungleiche waren; mehrere von diesen standen hinter ihren Posten oder seitwärts davon. Villeneuve wollte diesen Fehlern abhelfen und gab Signal über Signal, erreichte aber doch nichts, obgleich alle von gutem Willen und Gehorsam beseelt waren.

Endlich, gegen elf Uhr morgens, erreichten die englischen Kolonnen den Kampfplatz. An der Spitze segelten ihre Dreidecker, deren Nelson sieben besaß, während Villeneuve nur vier hatte, unglücklicherweise lauter Spanier. Infolgedessen waren die Engländer von gleicher Stärke, obgleich sie Villeneuves 33 Linienschiffen nur 27 entgegenstellen konnten; denn sie besaßen die gleiche Anzahl von Geschützen. Sie hatten für sich ihre Erfahrungen, ihre Gewohnheit zu siegen, einen großen Anführer und an diesem Tage sogar die Gunst des Glücks; denn der Vorteil des Windes war auf ihrer Seite.

Und so begann dann die denkwürdige Schlacht bei Trafalgar, deren Höhepunkte die Geschicke der beiden Führer bezeichnen.

Lord Nelson stand, in eine alte Uniform gekleidet, die er an Schlachttagen zu tragen pflegte, neben seinem Flaggenkapitän, dem Commodore Hardy; keinen Augenblick dachte er daran, sich der Gefahr zu entziehen. Der große Seemann stand unbeweglich auf seinem Hinterdeck und beobachtete die furchtbaren Szenen der Schlacht; da traf eine Musketenkugel, die aus dem Mastkorb des Redoutable kam,

ihn in die linke Seite. Nelson sank sogleich in die Knie, suchte sich aber auf eine seiner Hände zu stützen. Zu seinem Flaggenkapitän sagte er:
„Hardy, mit mir ist's vorbei!“ — „Nein, noch nicht!“ antwortete der Kapitän. — „Doch; ich sterbe“, sagte Nelson mit schwacher Stimme.
Man brachte ihn unter Deck nach dem Verbandplatz; aber er hatte fast schon die Besinnung verloren und konnte nur noch wenige Stunden leben. So oft er auf einige Augenblicke seine Besinnung wieder bekam, fragte er nach dem Stande der Schlacht und gab wiederholt einen guten Rat, den sein Nachfolger im Kommando zu seinem Unheil nicht befolgte. „Die Flotte muß am Abend vor Anker gehen!“ sagte der sterbende Held.
So verlor der Sieger sein Leben; der Besiegte behielt es und verlor die Freiheit.
Villeneuves Admiralschiff Buzentaur hatte zu Beginn des Kampfes von der Victory einige Breitseiten empfangen, die ihm viel Schaden zufügten. Bald umringten ihn mehrere englische Linienschiffe. Einige stellten sich gegen sein Hinterdeck auf, andere gegen sein Steuerbord. So beschossen ihn vier Linienschiffe, worunter zwei Dreidecker, von hinten und von der rechten Seite. Villeneuve, im Kugelregen ebenso fest, wie im Kommando unentschlossen, stand auf seinem Hinterdeck und hoffte, daß von den vielen französischen und spanischen Schiffen, die ihn umgaben, irgendeines ihm zu Hilfe kommen werde. Er kämpfte mit der äußersten Kraft und nicht ohne einige Hoffnung.

Da er zu seiner Linken keine Feinde hatte, so wollte er seine Stellung verändern, um sein Hinterdeck und die Stellen des Steuerbords, die sehr gelitten hatten, dem Feinde zu entziehen und die frischen Batterien des Backbords in das Gefecht zu bringen. Aber er konnte sich nicht bewegen, da sein Bugspriet in die Galerie der Santissima Trinidad verwickelt war. Er ließ dieser eine Bewegung anbefehlen, welche die Trennung der beiden Schiffe herbeigeführt haben würde. Zum Unglück konnte der Befehl nicht ausgeführt werden, da die Santissima Trinidad aller ihrer Masten beraubt und zur vollkommenen Untätigkeit verurteilt war.

Der Buzentaur blieb an seine Stellung festgenagelt und mußte ein niederschmetterndes Feuer aushalten, ohne seine Batterien links gebrauchen zu können. Er hielt indessen die Ehre der Flagge heroisch aufrecht und antwortete mit einem ebenso lebhaften Feuer. Nicht lange, so stürzten der große Mast und der Besanmast auf das Verdeck herab und riefen eine traurige Verwirrung hervor. Man zog die Flagge am Fockmast auf. In eine dichte Rauchwolke versenkt, unterschied der Admiral nicht mehr, was in der übrigen Flotte vorging. Als er bei einem augenblicklichen Aufhellen die Schiffe des Vordertreffens noch immer unbeweglich sah, befahl er ihnen durch Signale, augenblicklich heranzukommen, um am Kampfe teilzunehmen. Aufs neue in die mörderische Wolke eingehüllt, die Tod und Verwüstung ausspie, fuhr er zu kämpfen fort, obgleich er voraussah, daß er sein

Admiralschiff in wenigen Augenblicken werde verlassen müssen, um seine Pflicht auf einem andern zu erfüllen. Gegen drei Uhr stürzte sein dritter Mast auf das Verdeck nieder und füllte es ganz mit Trümmern. Der Buzentaur mit seiner zerrissenen rechten Seite, seinem zerstörten Hinterdeck, seinen weggeschossenen Masten, war jetzt rasiert wie ein Ponton. — „Meine Rolle auf dem Buzentaur ist beendigt," rief der unglückliche Villeneuve aus, „ich werde auf einem andern Schiffe versuchen, das Glück zu beschwören." — Er wollte sich in ein Boot werfen und zum Vordertreffen eilen, um es selbst in den Kampf zu führen; aber die Boote auf dem Verdeck waren von den Masten zerschmettert, die an den Schiffsseiten befindlichen von Kugeln durchlöchert. Man rief der Santissima Trinidad zu, sie solle ein Boot schicken; vergebliche Anstrengung! In diesem Höllenlärm konnte keine menschliche Stimme sich verständlich machen. Der französische Admiral sah sich daher an den Leichnam seines Schiffes gefesselt, ohne daß er einen Befehl geben oder für die Rettung seiner Flotte das geringste tun konnte. Beinahe die ganze Schiffsmannschaft war kampfunfähig. Seiner Masten beraubt, von Kugeln durchlöchert und außerstande, sich seiner Batterien zu bedienen, hatte der Buzentaur nicht einmal die grausame Genugtuung, seinen Feinden ihre Schläge erwidern zu können. Es war viereinviertel Uhr, als der Admiral, da keine Hilfe herbeikam, die Flagge strich. Eine englische Schaluppe holte ihn ab und führte ihn an Bord des Linienschiffes Mars. Man empfing ihn dort mit der Rück-

ſicht, die man ſeinem Grade, ſeinem Unglücke, ſeiner Tapferkeit ſchuldete: eine ſchwache Entſchädigung für ein ſo furchtbares Los. So hatte ihn denn endlich jener große Unfall getroffen, den er ſo lange gefürchtet hatte. Er traf ihn eben da, wo er ihn zu vermeiden hoffte, bei Kadiz, und er hatte nicht einmal den Troſt, daß er bei der Unterſtützung eines großen Unternehmens fiel.

Um fünf Uhr hatte der Kampf faſt überall ein Ende genommen. Die franzöſiſche Schlachtlinie, zuerſt an zwei, dann an drei und vier Punkten durchbrochen, war von einem Ende bis zum andern zerſtört. Bei dem Anblick dieſer Flotte, die entweder vernichtet oder auf der Flucht begriffen war, gab der Admiral Gravina das Zeichen zum Rückzuge. Außer zwei franzöſiſchen Schiffen, die ihn ſelber in einem kritiſchen Augenblick der Schlacht freigemacht hatten, und dem Prinzen von Aſturien, auf dem er ſich ſelbſt befand, hatte er noch über acht Linienſchiffe zu verfügen. Dieſe letzteren hatten ihre Exiſtenz gerettet, aber nicht ihre Ehre. Es waren mithin elf Schiffe der Niederlage entgangen, mit den vier des Admirals Dumanoir, die einen geſonderten Rückzug angetreten hatten, im ganzen fünfzehn. Dazu kamen noch die Fregatten, die die Flotte nicht ſo unterſtützt hatten, wie zu erwarten geweſen war.

Siebzehn franzöſiſche und ſpaniſche Linienſchiffe waren von den Engländern genommen, eins in die Luft geflogen. Das vereinigte Geſchwader hatte an Getöteten, Verwundeten, Ertrunkenen und Gefangenen 6000 bis

7000 Mann verloren. Nie hatte man auf den Wogen ein schrecklicheres Schauspiel gesehen.
Die Engländer hatten einen vollständigen, aber blutigen, teuer erkauften Sieg errungen. Von den 27 Linienschiffen, aus denen ihr Geschwader bestand, hatten fast alle die Masten verloren und einige waren dienstunfähig, zum Teil für immer.
Die Engländer hatten ungefähr 3000 Mann verloren, eine große Anzahl ihrer Offiziere und den berühmten Nelson, der mehr wert war, als ein ganzes Heer. Sie führten einen gefangenen Admiral mit sich fort und 17 Linienschiffe, die fast alle entmastet und dem Sinken nahe waren. Sie hatten Geschicklichkeit, Erfahrung und einen unbestreitbaren Mut gezeigt.
Gegen Ende des Tages segelte Gravina mit elf Linienschiffen und Fregatten nach Kadiz. Der Konteradmiral Dumanoir fürchtete, unterwegs auf den Feind zu treffen, und wendete sich daher nach der Meerenge.
Der Admiral Collingwood legte um seinen Anführer Trauer an, glaubte aber den Rat des Sterbenden nicht befolgen zu müssen und beschloß, unter Segel zu bleiben, statt zu ankern. Man sah vor sich die Küste und das verhängnisvolle Kap Trafalgar, das der Schlacht den Namen gegeben hat. Ein gefährlicher Wind begann sich zu erheben, die Nacht wurde finster, und die englischen Linienschiffe, die infolge der erlittenen Beschädigungen schwer manövrierten, mußten noch 17 Schiffe im Schlepptau führen. Bald wurde der Wind stärker, und den Schrecken einer blutigen Schlacht folgten die Schrecken eines furcht-

baren Sturmes, als ob der Himmel die beiden gebildetsten Nationen der Welt, die der Herrschaft über dieselbe am würdigsten sind, für ihre Wut gegeneinander hätte bestrafen wollen.

Admiral Gravina und seine elf Linienschiffe hatten in Kadiz einen nahen und sichern Zufluchtsort. Aber Collingwood, von Gibraltar zu weit entfernt, hatte nur das weite Meer, um von den Mühen und Leiden des Sieges auszuruhen. In wenigen Augenblicken machte die Nacht Sieger und Besiegte gleich. Die Engländer mußten die Schiffe, welche sie im Schlepptau führten, loslassen und konnten diejenigen, welche sie unter ihrer Eskorte hatten, nicht bewachen.

Den Engländern blieben von ihren Prisen nur wenige. Sie hielten mit ihren am wenigsten beschädigten Schiffen im offenen Meer im Angesicht von Kadiz, und widrige Winde versperrten ihnen die Rückkehr nach Gibraltar. Der englische Admiral konnte dorthin von seinen 17 Prisen nur vier bringen, worunter ein französisches Schiff, den Swiftsure, und drei spanische. Auch der Swiftsure mußte noch in den Grund gebohrt werden.

Das war die verhängnisvolle Schlacht von Trafalgar. Unerfahrene Seeleute, noch unerfahrenere Verbündete, eine schwache Disziplin, ein vernachlässigtes Material, eine traurige Übereilung mit allen ihren Folgen; ein Anführer, der diese Nachteile zu lebhaft fühlte, auf allen Meeren von düstern Ahnungen verfolgt wurde und unter diesen Einflüssen die großen Entwürfe seines Herrschers scheitern ließ; dieser Admiral, von dem

Biwak Napoleons vor der Schlacht bei Austerlitz am 1. Dezember 1805. Nach dem Gemälde des Generals Baron L. F. Lejeune

Geschick so grausam verfolgt, daß es ihm selbst den Vorteil des Windes versagte; die Hälfte der Flotte durch Unwissenheit oder die Unkunde der Elemente zur Untätigkeit gezwungen, die andere Hälfte mit Wut sich schlagend; auf der einen Seite ein berechnender und kalter Mut, auf der andern Seite eine heroische Unerfahrenheit und die edelste Aufopferung; ein furchtbares Blutbad, eine unerhörte Verwüstung; nach dem Wüten der Menschen das Wüten des Sturmes, die Trophäen des Siegers in den Abgrund versunken, endlich der siegreiche Admiral mitten in seinem Triumph von der Hand des Todes niedergeworfen und der besiegte Admiral in Gefangenschaft — das war die verhängnisvolle Schlacht von Trafalgar mit ihren Ursachen, ihren Ergebnissen, ihren tragischen Erscheinungen.

4. Austerlitz

(Am 17. Oktober kapitulierte Mack bei Ulm. Nun blieb den Russen nichts übrig, als mit den Resten der Österreicher vereint auf ihre zweite Armee zurückzufallen. So mußte Napoleon dem Gegner nach Mähren folgen. Seine Lage war nicht eben glänzend. Er hatte nur drei Korps bei sich, und gelang es den Feinden, eine Schlacht zu vermeiden und, wozu jetzt endlich Aussicht war, Preußen unter die Waffen zu bringen, so war für sie noch alles zu hoffen.)
Napoleon wünschte die Gesinnungen des Zaren Alexander näher kennen zu lernen und sandte seinen Ad-

jutanten, den General Savary, um den Kaiſer von Rußland zu begrüßen. Savary kehrte zurück, als der Kaiſer gerade die feindlichen Biwaks um Wiſchau rekognoſzierte. Savary lobte den guten Empfang, die Gnade und guten perſönlichen Gefühle, die der Kaiſer von Rußland und auch Großfürſt Konſtantin an den Tag gelegt hatten. Letzterer habe ihm die größtmögliche Aufmerkſamkeit bezeigt. Aber in den drei Tagen, die er beim Zaren weilte, hatte er mit einigen dreißig jungen Laffen, die ſich unter verſchiedenen Titeln im Hauptquartier aufhielten, Unterredungen gehabt, aus denen hervorging, daß im Militärkabinett des Zaren dieſelbe Überhebung, Unklugheit und Achtloſigkeit herrſchten, wie im politiſchen.

Eine ſo ſchlecht befehligte Armee mußte natürlich Fehler machen. Der Kaiſer faßte den Plan, ſolche abzuwarten und dann ſofort daraus Nutzen zu ziehen. Er gab augenblicklich Befehl zum Rückzuge, als ob er eine Niederlage erlitten hätte, bezog eine günſtige Stellung, 13 km rückwärts, und ließ oſtenſiv Befeſtigungen errichten und Batterien aufſtellen.

Er ſchlug dem Zaren eine Unterredung vor. Dieſer ſandte den Fürſten Dolgorucki ins franzöſiſche Lager. Fürſt Dolgorucki glaubte zu bemerken, daß im franzöſiſchen Heere Zurückhaltung und Verſchüchterung herrſche. Die Aufſtellung der Feldwachen, die eilends aufgeführten Befeſtigungen, alles ließ den ruſſiſchen Offizier darauf ſchließen, daß er eine halb geſchlagene Armee vor ſich habe.

Entgegen seinem sonstigen Gebrauche begab sich der Kaiser, der sonst nie mit so großer Vorsicht Parlamentäre im Hauptquartier empfing, selbst zu den Vorposten. Nach den ersten Begrüßungen wollte der russische Offizier politische Fragen erörtern. Er sprach von allem verächtlich und legte eine Unverschämtheit an den Tag, die man sich nur schwer vorstellen kann. Er befand sich in absoluter Unkenntnis der Interessen Europas und der Lage des Kontinents, er war nur das Echo Englands. Er sprach zum Kaiser, als ob er sich mit seinen russischen Offizieren unterhielte, und erregte durch sein schlechtes Benehmen und seine anmaßende Haltung dessen höchsten Unwillen. Der Kaiser hielt indessen seinen Unwillen zurück, und der junge Mann, der auf den Zaren einen tatsächlichen Einfluß ausübte, kehrte mit dem Gedanken zurück, daß die französische Armee am Vorabend ihres Unterganges stände. Man wird verstehen, was der Kaiser alles ruhig hinnehmen mußte, wenn man hört, daß der Russe ihm schließlich vorschlug, Belgien abzutreten und die Eiserne Krone auf das Haupt eines der unversöhnlichsten Feinde Frankreichs zu setzen.

Alle diese verschiedenen Schritte erfüllten ihren Zweck. Die Brauseköpfe, die die russischen Angelegenheiten leiteten, konnten sich ganz ihrem maßlosen Dünkel ergeben. Es war nicht nur die Rede davon, die französische Armee zu schlagen, sondern sie zu umgehen und gefangen zu nehmen: die Taten, die sie bisher verrichtet habe, seien nur durch die Feigheit

der Österreicher möglich gewesen. Es wird versichert, daß alte österreichische Generale, die gegen den Kaiser gekämpft hatten, ihre warnenden Stimmen erhoben und vor dem Kriegsrat betonten, man solle nicht mit so blindem Vertrauen gegen eine Armee marschieren, die so viele alte Soldaten und Offiziere von höchstem Verdienst in ihren Reihen zähle. Sie hätten gesehen, wie der Kaiser in schwierigsten Augenblicken und nur mit einer Handvoll Menschen durch schnelle und überraschende Manöver den Sieg an sich riß und überlegene Heere vernichtete. Hier sei noch kein Vorteil errungen worden, im Gegenteil seien alle Nachhutsgefechte der ersten russischen Armee zugunsten der Franzosen ausgefallen. Allem diesen setzten die dünkelhaften jungen russischen Offiziere die Tapferkeit von 80000 Russen, die Begeisterung, die ihnen die Anwesenheit des Kaisers einflößte, und, was sie sich vielleicht nicht anzuführen getrauten, ihr Talent entgegen, das sie zu ihrem Erstaunen von den Österreichern nicht gewürdigt sahen.

Am 30. November sah Napoleon von der Höhe seines Biwaks aus, wie die russische Armee zu seiner unbeschreiblichen Freude sich, auf zwei Kanonenschußweiten von den französischen Vorposten, in Bewegung setzte, um seinen rechten Flügel zu umgehen. Da sah er, bis zu welchem Grade Anmaßung und Unkenntnis der Kriegskunst die Führer dieser tapferen Armee verwirrt hatten, und er rief mehrmals aus: „Vor morgen abend gehört dieses Heer mir.“ Auf seiten des Feindes herrschte ein anderes Gefühl. Er näherte

sich den französischen Feldwachen bis auf Pistolenschußweite und zog in einem Flankenmarsche, auf einer Linie von 18 km Länge, an der französischen Armee vorbei, die ihre Stellung nicht verlassen zu wollen schien. Er hatte nur die eine Angst, daß die französische Armee ihm entwischte. Auf französischer Seite wurde alles getan, um die Russen in diesem Gedanken zu bestärken. Prinz Murat ließ ein kleines Kavalleriekorps in die Ebene vorrücken, es aber in Eile wieder zurücknehmen, als ob er über die ungeheuren Streitkräfte des Feindes erschrocken sei. So kam alles dazu, um den russischen General zu veranlassen, bei seinem schlecht berechneten Manöver zu beharren.

An demselben Abend verfaßte Napoleon folgende Proklamation:

An die Armee.

Im Biwak, 1. Dezember 1805.

Soldaten! Ihr habt die russische Armee vor euch, die herbeigeeilt ist, um die österreichische Armee für die Niederlage von Ulm zu rächen. Es sind dieselben Truppen, die ihr bei Hollabrunn geschlagen und bis hierher verfolgt habt.

Die Stellungen, die wir besetzt haben, sind stark. Während der Feind meinen rechten Flügel umgeht, bietet er mir seine Flanke zum Angriff dar.

Soldaten! Ich werde selbst die Führung eurer Bataillone übernehmen. Ich werde dem Feuer fernbleiben, wenn ihr mit gewohnter Tapferkeit Unordnung und Verwirrung in die feindlichen Reihen bringt;

wenn aber der Sieg nur einen Augenblick zweifelhaft wäre, dann würdet ihr euren Kaiser in den ersten Reihen fechten sehen, denn der Sieg kann uns nicht ausbleiben an einem Tage, wo es sich um die Ehre der französischen Infanterie handelt, die so sehr mit der Ehre der ganzen Nation verwachsen ist.

Gebt acht, daß sich eure Reihen nicht lichten, auch nicht unter dem Vorwande, Verwundete wegzuführen; möge jeder einzelne von dem Gedanken durchdrungen sein, daß diese Söldner Englands, die von so großem Haß gegen unser Volk erfüllt sind, besiegt werden müssen.

Dieser Sieg wird den Feldzug beendigen, wir können Winterquartiere beziehen und neue Heere, die in Frankreich in Bildung begriffen sind, heranziehen. Dann werde ich einen Frieden schließen, der meines Volkes, eurer und meiner würdig sein wird.

Napoleon.

Am Abend des 30. November besuchte der Kaiser zu Fuß alle Biwaks. Er wollte unerkannt bleiben, aber kaum hatte er einige Schritte getan, als er erkannt wurde. Die Begeisterung zu beschreiben, die die Truppen bei seinem Anblick erfaßte, ist unmöglich. Strohbrände wurden im Nu auf Tausende von Ruten aufgepflanzt, und 80000 Mann jubelten ihm zu. Die einen riefen ihm zu, sie feierten den Jahrestag seiner Krönung, die anderen, sie würden ihrem Kaiser am anderen Morgen den Feststrauß überreichen. Einer der ältesten Grenadiere näherte sich ihm und sagte: „Kaiser, du wirst nicht nötig haben, dich aus-

zusetzen. Ich verspreche dir, im Namen der Grenadiere, daß du nur mit den Augen zu fechten haben wirst, und daß wir dir morgen die Fahnen und Kanonen der russischen Armee zur Feier des Jahrestags deiner Krönung überreichen werden." Als der Kaiser in sein Quartier, eine schlichte, dachlose Strohhütte, die ihm die Grenadiere erbaut hatten, zurückgekehrt war, sagte er: „Das ist der schönste Abend meines Lebens. Nur der Gedanke, daß ich eine große Zahl dieser Braven verlieren werde, stört mich. Ich fühle an dem tiefen Schmerz, der mich dabei erfaßt, daß sie wirklich meine Kinder sind. Manchmal werfe ich mir dieses Gefühl vor, denn ich fürchte, daß es mich schließlich unfähig machen wird, Krieg zu führen."

Wenn der Feind dieses Schauspiel mit angesehen hätte, so wäre er erschrocken; aber der Unvernünftige setzte seine Bewegung fort und rannte in sein Verderben.

Um ein Uhr morgens stieg der Kaiser zu Pferd. Er durcheilte die Vorposten, rekognoszierte die Feuer der feindlichen Biwaks und nahm die Meldung der Feldwachen entgegen, wonach der Feind die Nacht mit Trinken und Toben zugebracht hatte.

Der Tag graute, und endlich ging die Sonne strahlend auf. Es war der 1. Dezember, Jahrestag der Krönung des Kaisers, an dem sich eine der schönsten Waffentaten des Jahrhunderts zutragen sollte. Es war ein wunderbar schöner Herbsttag.

Diese Schlacht, die die Soldaten den Dreikaisertag, andere den Jahrestag nannten, und die der Kaiser

die Schlacht bei Auſterlitz taufte, iſt auf ewig mit goldenen Lettern in die Geſchichte der großen Nation eingetragen.

Der Kaiſer, umgeben von allen Marſchällen, wartete, um ſeine letzten Befehle zu erteilen, bis der Horizont ſich aufgeklärt hatte. Beim Hervorbruch der erſten Sonnenſtrahlen gab er dieſe, und jeder Marſchall ſprengte im Galopp zu ſeinem Korps. An der Frontlinie mehrerer Regimenter vorbeireitend, ſagte der Kaiſer zu den Soldaten: „Soldaten, dieſer Feldzug muß mit einem Donnerſchlag beendet werden, der den Hochmut unſerer Feinde zu Boden ſchmettert!“ Sofort ſchwenkten die Soldaten die Tſchakos auf den Bajonetten, und alle riefen: „Es lebe der Kaiſer!“ Das war das Zeichen zum Kampf. Einen Augenblick ſpäter ließ ſich am rechten äußerſten Flügel ein lebhafter Kanonendonner vernehmen. Dort ſtieß der Feind unvermutet auf den Marſchall Davout, ſeine Bewegung wurde aufgehalten, und das Gefecht begann. Im gleichen Moment beginnt Marſchall Soult ſeine Vorwärtsbewegung. Er ſchneidet den rechten Flügel des Feindes ab, deſſen Manöver nunmehr unſicher werden. Durch einen Seitenangriff in ſeiner Flanke bedroht, tritt der rechte Flügel des Feindes den Rückzug an; während er glaubt, der Angreifer zu ſein, wird er ſelbſt angegriffen und muß ſich als halb geſchlagen anſehen. Nun läßt Murat ſeine Kavallerie ins Werk treten. Die Linke, unter Marſchall Lannes, geht in Regimentsſtaffeln vor, wie auf dem Manöverfeld. Eine furchtbare Kanonade

setzt auf der ganzen Linie ein. 200 Geschütze und 200000 Streiter vollführen ein furchtbares Getöse. Das war wahrhaft ein Kämpfen von Riesen. Erst seit einer Stunde tobte die Schlacht, und schon war die ganze Linke des Feindes abgeschnitten. Um die Verbindung des Zentrums mit der Linken wieder herzustellen, wurde die Garde des Zaren ins Gefecht geführt. Ein Bataillon des 4. Linienregiments wurde von der berittenen russischen Kaisergarde über den Haufen gerannt, aber Napoleon wachte. Er bemerkte die Bewegung und befahl dem Marschall Bessières, seinem rechten Flügel mit den „Unbesiegbaren" zu Hilfe zu eilen, und bald darauf stießen die beiden Garden aufeinander. Der Erfolg konnte nicht zweifelhaft sein: in kurzer Zeit wurde die russische Garde zersprengt; ihr Oberst, die Artillerie und Standarten, alles wurde genommen. Das Regiment des Großfürsten Konstantin wurde vernichtet, er selbst verdankte seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferdes.
Von den Höhen von Austerlitz herab sahen die beiden verbündeten Kaiser die Niederlage der russischen Garde.
Um ein Uhr nachmittags war der Sieg entschieden. Er war nicht eine Minute in Frage gestellt gewesen. Die Reserven hatten an keiner Stelle einzugreifen.
Am Tage nach der Schlacht richtete Napoleon an sein Heer folgenden Aufruf:

Austerlitz, am 12. Frimaire.

Soldaten!

Ich bin mit euch zufrieden: ihr habt am Tage von Austerlitz alles gerechtfertigt, was ich von eurer Un-

erschrockenheit erwartete. Ihr habt eure Adler mit unsterblichem Ruhme geschmückt. Eine Armee von 100000 Mann, von den Kaisern von Rußland und Österreich geführt, wurde in weniger als vier Stunden zerstreut oder vernichtet. Was eurem Eisen entging, ertrank in den Seen.

40 Fahnen, die Standarte der kaiserlichen Garde von Rußland, 120 Geschütze, 20 Generale, mehr als 30000 Gefangene sind das Resultat dieses ewig denkwürdigen Tages. Dieses so oft gerühmte Fußvolk hat trotz seiner Überlegenheit eurem Angriffe nicht widerstehen können, und ihr habt jetzt keine Nebenbuhler mehr zu fürchten. So wurde diese Koalition in zwei Monaten besiegt und aufgelöst. Der Friede kann nicht mehr fern sein, aber ich werde das Versprechen halten, das ich meinem Volke gab, ehe ich über den Rhein ging: ich werde nur einen solchen Frieden schließen, der uns Garantien gibt und unseren Verbündeten Belohnungen sichert.

Soldaten! Wenn alles geschehen ist, was nötig ist, um das Glück und das Gedeihen unseres Vaterlandes zu sichern, so werde ich euch nach Frankreich zurückführen, und dort werdet ihr der Gegenstand meiner zärtlichsten Sorgfalt sein. Mein Volk wird euch mit Freude wiedersehen, und ihr werdet nichts weiter zu sagen brauchen, als: „Ich war bei der Schlacht von Austerlitz," damit man euch antworte: „Das ist ein Tapferer!"

Napoleon.

Dieser Tag hat St. Petersburg blutige Tränen gekostet. Es wäre zu wünschen gewesen, daß Rußland

in Zukunft mit Empörung das Gold Englands von sich geworfen, und daß sein junger Fürst, den so viele Tugenden zum Vater seiner Untertanen stempelten, sich von dem unseligen Einfluß einiger dreißig junger Laffen freigemacht hätte, die England schlauerweise bezahlte, und deren Unverschämtheiten seine guten Absichten trübten, ihm die Liebe seiner Soldaten raubten und ihn auf ganz falsche Wege führten! Er war von der Natur, die ihn mit so reichen Gaben ausgestattet hatte, dazu geschaffen, der Trost Europas zu sein. Niederträchtige Ratgeber hatten ihn in die Arme Englands getrieben, und die Geschichte wird ihn in die Reihe der Männer stellen, die den Kriegszustand auf dem Kontinent zu einem dauernden gemacht, die britische Tyrannei auf den Meeren befestigt und das Unglück unserer Generation besiegelt haben. Wenn Frankreich nur unter den Bedingungen, die der Adjutant des Zaren, Dolgorucki, dem Kaiser vorgeschlagen und die der russische Botschafter Nowosiltzoff offiziell mitgeteilt hatte, zum Frieden hätte gelangen können, dann hätte zuvor die russische Armee auf den Höhen von Montmartre kampieren müssen.

Nie bot ein Schlachtfeld einen schauderhafteren Anblick, als das von Austerlitz. Entsetzlich waren die Schreie tausend Unglücklicher, die in den Seen ertranken, und denen man keine Rettung bringen konnte. Drei Tage waren nötig, um die Verwundeten nach Brünn weiterzuschaffen. Das Herz blutete einem bei diesem traurigen Anblick! Für alles vergossene Blut, alles entstandene Elend waren die perfiden Insel-

bewohner verantwortlich, besonders die schändlichen Oligarchen, die an der Spitze der Londoner Regierung standen!

5. Jena

Kraft des Vertrages vom 15. Dezember 1805 konnte Preußen Hannover sich einverleiben, aber es zögerte lange, diesen Schritt zu unternehmen. Endlich besetzte Preußen aber doch Hannover, und alles schien in Ordnung zu sein — da erklärte es plötzlich den Krieg. Es wurde dazu nicht von Frankreich herausgefordert, sondern durch die glühende Leidenschaftlichkeit der Berliner Jugend fortgerissen und hatte sich außerdem durch eine Depesche seines Pariser Gesandten, des Marquis Lucchesini, täuschen lassen. Dieser versicherte, daß nach dem in Paris vom Grafen Ubril zustandegebrachten Vertrag Rußland und Frankreich Verpflichtungen eingegangen wären, die den preußischen Interessen zuwiderliefen. Im ersten augenblicklichen Schreck griff Preußen zu den Waffen. Wollte es den Russen und Franzosen gleichzeitig standhalten? Warum auch nicht? Hatte es nicht im Siebenjährigen Kriege Frankreich, Rußland und Österreich die Spitze geboten? Das Berliner Kabinett wurde jedoch sofort vom Kaiser von Rußland beruhigt, der die Abmachungen seines Bevollmächtigten, des Grafen Ubril, verwarf und den Pariser Vertrag, in welchem übrigens von Preußen gar nicht die Rede war, nicht voll-

zog. Der König, der sich darauf gefaßt gemacht hatte, gegen die beiden Mächte zu kämpfen, nunmehr aber es nur noch mit den Franzosen zu tun hatte, ja sogar des russischen Beistandes sicher war, zweifelte nicht an Preußens Sieg.

Der Krieg war durch das Benehmen des Berliner Hofes unvermeidlich geworden. Es war freilich von seiten Preußens eine große Unvorsichtigkeit, mit Napoleon einen Kampf zu beginnen in einem Augenblicke, da die französische Armee von Austerlitz zurückkehrte, noch im Herzen von Deutschland stand und schlagfertiger war als jemals ein Heer gewesen ist. Hauptsächlich war es aber eine arge Folgewidrigkeit, daß es sich jetzt allein in den Krieg stürzte, nachdem es im Jahre zuvor, als Österreich, Rußland, England, Schweden und Neapel ihm verbündet gewesen wären, die Waffen hatte ruhen lassen. Gegenwärtig war Österreich, durch seine letzten Anstrengnugen erschöpft und über Preußens Schwanken erbittert, fest entschlossen, seinerseits ein friedlicher Zuschauer fremden Unglücks zu bleiben. Rußland war, infolge des Rückzugs seiner Truppen über die Weichsel, dem Kampfplatze wieder entrückt worden. England schmollte über die Besetzung von Hannover und hatte Preußen den Krieg erklärt; Schweden war dem Beispiel gefolgt. Allerdings konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß England sich mit Preußen versöhnen und ihm Hilfsgelder zahlen werde. Aber Preußen mußte sich dem britischen Kabinett erklären und von vornherein mit der Rückgabe von Hannover beginnen, was selbst bei

dem schlechtesten Vernehmen mit Frankreich niemals hätte der Fall zu sein brauchen, wenigstens nicht ohne Entschädigung.

Rußland war freilich von seinen früheren Träumen militärischen Ruhms zurückgekommen, indessen noch immer geneigt, in Gemeinschaft mit den preußischen Truppen, die ihm das größte Vertrauen einflößten, des Waffenglück abermals zu versuchen. Aber es würden jedenfalls mehrere Monate erforderlich gewesen sein, bevor seine Heere in die Schlachtlinie hätten einrücken können. Preußen befand sich mithin einige Zeit lang Napoleon allein gegenüber. Es mußte im Oktober 1806 in Sachsen auf ihn stoßen, gerade wie Österreich im Oktober 1805 ihm in Bayern begegnet war, jedoch mit dem für Preußen sehr unvorteilhaften Unterschiede, daß Napoleon nicht mehr das Hindernis der Entfernungen zu besiegen hatte; denn statt am Ufer des Ozeans zu lagern, stand er bereits im Herzen von Deutschland und konnte die preußische Grenze in zwei bis drei Tagemärschen erreichen. Das Benehmen Preußens läßt sich nur durch eine verhängnisvolle Verblendung erklären.

Napoleon hegte nicht die geringste Unruhe wegen des nahen Krieges. Er kannte die Preußen nicht, denn er war ihnen nie auf dem Schlachtfeld begegnet; aber er sagte sich, daß diese Preußen, die man so sehr lobte, nachdem sie seine Feinde geworden waren, gegen die unerfahrenen Franzosen von 1792 noch weniger ausgerichtet hätten als die Österreicher; und daß sie gegen

das ausgezeichnete Heer unter seinem Befehl noch weniger erreichen könnten, als gegen die in aller Hast ausgehobenen Freiwilligen jener Zeit.

Die Preußen waren tapfer, wie die Deutschen dies stets waren; aber seit dem Siebenjährigen Kriege hatten sie an keinem Feldzuge teilgenommen, denn der Feldzug in der Champagne war nicht lang und nicht ernstlich genug gewesen. So hatten sie auch an keiner der Veränderungen teilgenommen, die seit fünfzehn Jahren in der Organisation der europäischen Truppen vorgenommen worden waren. Sie legten das größte Gewicht auf eine Regelmäßigkeit der Bewegungen, die auf dem Übungsplatze viel mehr Wert hat, als auf dem Schlachtfelde. Sie schleppten eine Masse Gepäck mit sich, das durch die ewigen Hindernisse, die es dem Marsch in den Weg legte, schon allein ein Heer zugrunde richten konnte. Der Stolz der Preußen war groß, hauptsächlich bei den Offizieren, und wurde durch ihren Patriotismus noch gesteigert.

Der Befehl war nicht in den besten Händen. Die Oberleitung des Krieges war dem Herzog von Braunschweig übertragen worden, einem Schüler Friedrichs des Großen, der als solcher großen Ruf hatte. Es gibt Berühmtheiten, die zuweilen eigens dazu bestimmt sind, Reiche zugrunde zu richten; man kann ihnen den Oberbefehl nicht versagen, und wenn man sie auf eine hohe Stelle gestellt hat, so tadelt das Publikum, das die Untüchtigkeit unter der blendenden Hülle des Ruhms bald entdeckt, eine Wahl, die es doch selbst erzwungen

hat, und macht sie durch seine scharfe Kritik noch unglücklicher. So geschah es auch bei der Ernennung des Herzogs von Braunschweig.

Dieser besaß sehr viel Geist, hielt sich aber selber dem Kriege nicht gewachsen. Er hatte den Oberbefehl aus Schwäche angenommen, um ihn nicht einem Nebenbuhler zu überlassen, und unterlag der Last. Er beurteilte die Torheit des Hofes und des jungen militärischen Adels nach Verdienst und war deswegen ebenso besorgt, wie wegen seiner eigenen Unzulänglichkeit. Zur Seite des Herzogs von Braunschweig befand sich eine andere Ruine aus der Regierungszeit Friedrichs, der alte Marschall von Möllendorf, der, ebenso alt wie jener, keine Befehlsgewalt hatte und nur guten Rat erteilen sollte. Zu der Schwäche der Greise kam die Anmaßung der jüngeren Generale, die fest überzeugt waren, daß sie allein das Recht hätten, den Krieg zu leiten. Der bedeutendste unter diesen war der Fürst von Hohenlohe, der Anführer der zweiten Armee und einer jener deutschen Fürsten, die der Untergang des Reiches ihrer Staaten beraubt hatte. Ein stolzer und leidenschaftlicher Mann, verdankte er den Ruf eines kühnen und unternehmenden Generals einigen glücklichen Gefechten, die er im Kriege von 1792 geführt hatte. Dieser Ruf, den er wenig verdiente, erweckte in ihm den Ehrgeiz, vom Generalissimus unabhängig zu sein und seinen eigenen Eingebungen folgen zu dürfen. Er hatte sich mit einer solchen Bitte an den König gewandt, und dieser war schwach genug gewesen, ihm eine halbe Unabhängig-

keit einzuräumen, die zu einer Spaltung und zu Insubordination führen mußte.

Hohenlohe wollte den Krieg nach der oberen Saale ziehen, wo er bereits stand, während der Herzog von Braunschweig hinter dem Thüringer Walde schlagen wollte, wo er seine Stellung genommen hatte. Aus diesem Widerstreit mußten sich bald die schlimmsten Folgen ergeben, zumal da noch Brauseköpfe vorhanden waren, wie der General Rüchel und Prinz Louis, die sofort losschlagen wollten, damit Friedrich Wilhelm und Napoleon sich nicht etwa wieder versöhnten.

Während das preußische Hauptquartier über Angriffspläne beriet, die alle auf die Annahme gegründet waren, daß man Napoleon am 11. Oktober überraschen könnte, erfuhr es plötzlich, daß dieser schon in Würzburg angekommen war, und begann nun seinen Plan zu erraten. Der Herzog von Braunschweig entsagte sofort allen Angriffsplänen, beschloß sich an seine Verteidigungsstellung am Thüringer Wald aus allen Kräften anzuklammern und erteilte dem Fürsten Hohenlohe den Befehl, das Zusammenziehen seines Heeres an der oberen Saale fortzusetzen und dem General Tauenzien die sorgsamste Bewachung der fränkischen Engpässe zu übertragen. Gleichzeitig übersandte man dem Kaiser ein Ultimatum, worin man eine genügende Erklärung verlangte, die aber von einem für Deutschland beruhigenden Schritt begleitet sein müßte — nämlich von dem Rückzug der französischen Truppen über den Rhein. Dieser Rückzug sollte

bis zu einem bestimmten Tage beendigt sein und am 8. Oktober beginnen!

Wenn Preußen wirklich den Frieden noch wünschte, so war diese Note ein sehr übel gewähltes Mittel. Als Napoleon sie am 7. Oktober erhielt, geriet er in großen Zorn und richtete unverzüglich an sein Heer folgenden Aufruf:

Soldaten!

Der Befehl zu eurer Rückkehr nach Frankreich war ausgefertigt; ihr standet eurem Vaterland um mehrere Tagemärsche näher; Siegesfeste erwarteten euch. Aber während wir uns mit zu großem Vertrauen in Sicherheit wiegten, wurden unter der Maske der Freundschaft und Bundesgenossenschaft neue Ränke gegen uns geschmiedet. In Berlin ertönte Kriegsgeschrei. Derselbe Geist des Übermutes, der die Preußen vor vierzehn Jahren in die Champagne führte, leitet sie auch jetzt wieder bei ihren Entschlüssen. Wenn sie auch heute nicht mehr Paris vom Erdboden vertilgen wollen, so haben sie dafür die Anmaßung, ihre Fahnen in den Hauptstädten unserer Verbündeten aufpflanzen und uns die Lorbeeren von der Stirn reißen zu wollen. Sie verlangen, daß wir bei dem bloßen Anblick ihrer Armee Deutschland räumen sollen.

Soldaten! Gewiß ist unter euch nicht einer, der nach Frankreich auf einem anderen Wege zurückkehren möchte, als auf dem der Ehre. Nur unter Triumphbögen dürfen wir unseren Einzug halten! Haben wir deshalb den Unbilden von Wetter, Meeren und Wüsten getrotzt, haben wir deshalb mehrere Male das verbündete

Europa beſiegt und unſeren Ruhm von Weſten gen Oſten, von Oſten gen Weſten getragen, um heute gleich Flüchtlingen in unſer Vaterland zurückzukehren, unſere Verbündeten im Stich zu laſſen und ſagen zu hören, der franzöſiſche Adler ſei beim Anblick des preußiſchen Adlers erſchrocken? Drum wehe denen, die uns herausfordern! Möge die Preußen dasſelbe Schickſal treffen wie vor vierzehn Jahren! Mögen ſie erfahren, daß es wohl leicht iſt, durch die Freundſchaft eines großen Volkes Macht und Land zu gewinnen, daß aber eines ſolchen Volkes Feindſchaft gefährlicher iſt als die Stürme des Weltmeers! —

Am 10. Oktober kam es bei Saalfeld zu einem ernſtlichen Zuſammenſtoß. Nachdem Prinz Louis mit einer Tapferkeit geſtritten hatte, die ſeiner Ahnen würdig war, ſah er ſeine Bataillone ſich auflöſen und in Verwirrung hinter den Mauern von Saalfeld Schutz ſuchen. Er eilte nun zu ſeiner Reiterei, um die beiden franzöſiſchen Huſarenregimenter anzugreifen, die inzwiſchen vorgerückt waren, und warf ſie anfangs zurück. Bald aber gewannen die Huſaren die Oberhand und verfolgten die Preußen mit Ungeſtüm. Zwei Adjutanten des Prinzen wurden an ſeiner Seite getötet. Der Prinz, in glänzender Uniform und mit ſeinen Orden geſchmückt, wurde von allen Seiten umringt. Er wandte ſich nun zur Flucht, aber ſein Pferd wurde von einer Hecke aufgehalten. Ein Wachtmeiſter vom 10. Huſarenregiment, der in ihm wohl einen General, aber nicht den Prinzen erkannte, ſprengte gegen ihn an und rief ihm zu: „General, ergeben Sie ſich!“

Prinz Louis antwortet mit einem Säbelhieb, worauf der Wachtmeister mit einem Stich erwidert, der den Prinzen mitten in die Brust trifft und ihn tot vom Pferde wirft. Die Leiche wurde erkannt und mit allen Rücksichten, die der Rang des Toten verdiente, nach Saalfeld gebracht, wo sie in der Kirche aufgebahrt wurde. Die preußischen und sächsischen Truppen, die weder aus noch ein wußten, suchten ihr Heil in wilder Flucht; sie ließen 20 Geschütze, 400 Tote und Verwundete und 1000 Gefangene in den Händen der Sieger.

Das Gefecht von Saalfeld versetzte das preußische Hauptquartier in die größte Bestürzung. Und doch war es nur der Vorbote des vernichtenden Schlages, der wenige Tage später auf die stolzen Preußen niederfahren sollte.

Am 12. Oktober richtete der Kaiser einen Brief an den König von Preußen, als Antwort auf ein Schreiben des Königs vom 25. September. Er sagte darin:

Mein Herr Bruder, ich erhielt den Brief Eurer Majestät vom 25. September erst am 7. Oktober. Es tut mir leid, daß Eure Majestät Ihre Unterschrift unter eine Art von Schmähschrift zu setzen geruhten.

Ich beantworte den Brief nur, um Eurer Majestät zu versichern, daß ich Sie für dessen Inhalt nicht verantwortlich mache, der so ganz Ihrem Charakter und unser beider Ehre entgegengesetzt ist. Ich bedaure und verachte die Verfasser dieses Machwerks. Ich empfing unmittelbar darauf die Note Ihres Ministers vom 1. Oktober. Sie gibt mir Rendezvous auf den 8. Oktober. Ritterlich habe ich mich eingestellt: ich

bin mitten in Sachsen. Möge Eure Majestät mir Glauben schenken, wenn ich versichere, daß ich Streitkräfte mit mir führe, denen Eurer Majestät Macht nicht gewachsen ist. Warum aber so viel Blut vergießen? Zu welchem Zweck? Ich will zu Eurer Majestät sprechen, wie ich es zum Kaiser Alexander zwei Tage vor der Schlacht von Austerlitz tat. Möge der Himmel fügen, daß nicht bezahlte oder fanatisierte Individuen, die Eurer Majestät Regierung mehr feind sind, als der meinigen, Ihnen dieselben verhängnisvollen Ratschläge geben, die zu so traurigem Ende führten! Sire, ich war seit sechs Jahren Ihr Freund. Ich beabsichtige keineswegs aus dieser Art Schwindel, der Ihre Berater ergriffen hat, und der Eure Majestät politische Fehler begehen ließ, die ganz Europa in Staunen versetzten, und militärische, deren Bedeutung Sie bald erkennen werden, Nutzen zu ziehen. Wenn die Note von mir Mögliches verlangt hätte, so hätte ich es bewilligt; da sie von mir Unehrenvolles verlangt, hatte ich nur eine Antwort darauf. Es besteht also nun der Kriegszustand zwischen uns, das Bündnis ist gebrochen. Aber warum unsere Untertanen zur Schlachtbank führen? Mir liegt nichts an einem Sieg, dem so viele meiner Kinder zum Opfer fallen werden. Wenn ich am Anfange meiner militärischen Laufbahn stände und die Zufälle des Kriegsglücks fürchten müßte, so wären meine Worte gänzlich unangebracht. Sire, Eure Majestät wird eine Niederlage erleiden, Eure Majestät spielt um die Ruhe Ihrer Tage und die Existenz Ihrer Untertanen

ohne den Schatten eines vernünftigen Vorwandes. Heute steht Eure Majestät noch groß und mächtig da, heute kann sie noch mit mir ihrem Range entsprechend sich in Verhandlungen einlassen — in einem Monat werden Unterhandlungen einen wesentlich anderen Boden vorfinden. Eure Majestät hat sich in ihrem Zorne zu Handlungen hinreißen lassen, deren Wirkungen mit großer Kunst vorherberechnet waren. Sie behaupten, mir oft Dienste geleistet zu haben. Nun gut, ich will beweisen, daß ich die Erinnerung daran bewahrt habe. Eure Majestät hat es in der Hand, Ihre Untertanen vor den Verheerungen und dem Elend eines Krieges zu bewahren. Sie kann den kaum begonnenen beendigen und dafür den Dank Europas einernten. Wenn Eure Majestät den Wahnsinnigen, die vor vierzehn Jahren Paris erobern wollten, sein Ohr schenkt, denselben, die sie heute in diesen Krieg verwickelt haben, denselben, die ihr die unglaublichste Offensive angeraten haben, so wird daraus für Ihr Volk ein Unheil entstehen, daß Eure Majestät außerstand ist zu heilen. Sire, ich habe von Eurer Majestät nichts zu gewinnen. Ich will nichts und habe nie etwas gewollt. Dieser Krieg ist ein politischer Fehler.

Ich fühle, daß ich vielleicht Worte gebrauche, die Eurer Majestät Empfindlichkeit erregen, aber die Umstände verlangen, daß jede Schonung beiseite gesetzt wird. Ich rede, wie ich denke. Gestatte mir Eure Majestät übrigens zu bemerken, was für Europa kein Geheimnis ist, daß Frankreichs Bevölkerung ebenso

mutig und kriegsgewohnt ist, als Eurer Majestät Untertanen, dabei aber um das dreifache stärker an Zahl. Ich habe keinen Grund zum Kriege gegeben. Möge Eure Majestät diesem Schwarm von Übelwollenden und Unsinnigen befehlen, sich angesichts der Krone in Schweigen zu hüllen und dieser die Achtung zu erweisen, die ihr gebührt. Verschaffen Sie sich und Ihrem Lande die Ruhe wieder. Wenn Eure Majestät in mir auch nie mehr einen Verbündeten sehen wird, so wird sie in mir doch stets einen Mann antreffen, dessen Wunsch es ist, jedem Kriege aus dem Wege zu gehen, der nicht für das Wohl seiner Länder politisch unvermeidlich ist, und kein Blut zu vergießen in einem Kampfe mit Herrschern über Länder, deren Handel, Industrie und Politik zu der unsrigen nicht in Feindschaft stehen. Ich bitte Eure Majestät, in meinen Worten nichts anderes zu sehen, als den Wunsch, das Blut meiner Leute zu schonen und einer Nation, die nach ihrer geographischen Lage mein Feind nicht sein kann, die bittere Reue zu ersparen, augenblicklichen Gefühlsausbrüchen gefolgt zu sein, die bei den Völkern sich ebenso leicht bernhigen, wie sie entstehen.

Ich schließe, indem ich zu Gott flehe, er möge Sie, mein Herr Bruder, in seinen heiligen und gnädigen Schutz nehmen.

Eurer Majestät freundwilliger Bruder

Napoleon.

Auf diesen Brief erfolgte erst nach der Schlacht die Antwort des Königs von Preußen.

Am 13. Oktober stand die preußische Armee in Schlachtordnung mit der Front nach Osten zwischen Kapellendorf und Auerstädt in einer Stärke von 150000 Mann.

Am selben Tage, um $2^1/_2$ Uhr nachmittags traf der Kaiser in Jena ein. Er begab sich zur Vorhut, die auf einem kleinen Plateau aufgestellt war, und sah aus den Bewegungen des Feindes, daß dieser am nächsten Tage angreifen wolle, um die verschiedenen Übergänge über die Saale in seinen Besitz zu bekommen. Der Feind stand in starker und uneinnehmbarer Stellung an der Chaussee, die von Jena nach Weimar führt, und schien der Ansicht, daß es den Franzosen unmöglich sei, sich in der Ebene zu entfalten, bevor sie nicht diese Stellung erobert hätten. Es erschien in der Tat unmöglich, Kanonen auf dem sehr kleinen Plateau aufzufahren. Indessen wurde dies dadurch möglich gemacht, daß man die ganze Nacht darauf verwendete, einen neuen Weg in den Felsen zu schlagen, auf welchem die Artillerie die Höhe erreichte.

In seiner Ungeduld leitete Napoleon diese Arbeit persönlich und leuchtete dabei seinen Soldaten eigenhändig mit einer Fackel.

Die Nacht bot ein eigentümliches Schauspiel: die Biwakfeuer beider Armeen leuchteten weithin; die der einen Armee erstreckten sich fünfundzwanzig Kilometer lang, die der anderen waren auf einen Punkt zusammengedrängt, und in beiden Armeen herrschte geschäftige Bewegung und Unruhe. Beide Heere waren

nur auf Kanonenschußweite voneinander entfernt; die Vorposten waren fast in Berührung miteinander, und man vernahm jedes Geräusch.

Dicker Nebel herrschte bei Anbruch des Tages. Der Kaiser passierte die Linien und empfahl den Soldaten, auf die preußische Kavallerie acht zu haben, die als gefährlicher Gegner bekannt sei. Er erinnerte sie daran, daß sie vor einem Jahre Ulm eingenommen hätten, daß die preußische Armee, wie damals die österreichische, heute umzingelt und von ihrer Operationslinie und den Vorratsdepots abgeschnitten sei; daß sie in diesem Augenblicke nicht mehr für ihren Ruhm, sondern um den Rückzug zu sichern kämpfe, und daß Truppen, welche die preußische Armee entwischen ließen, Ehre und Ruf verlieren würden. Auf diese Worte antworteten die Soldaten mit dem Rufe: Los an den Feind!

Der Kaiser hätte gern noch zwei Stunden gewartet, um in der neuen Stellung, die er nach dem Angriff des Morgens eingenommen hatte, seine Verstärkungen und besonders die Kavallerie heranziehen zu können, aber die Furia francese riß ihn mit fort.

Der Feind wurde auf der ganzen Linie geworfen und zum Rückzuge gezwungen. Während der ersten Stunde geschah er in guter Ordnung. Als aber der Großherzog von Berg (Mürat) an der Spitze der Dragoner- und Küraſſierdivisionen die Verfolgung aufnahm, verwandelte sich der Rückzug in wilde Flucht. Die braven Reiter stürzten sich, da sie sahen, daß der Sieg ohne sie davongetragen worden war, auf den Feind, wo

auch immer sie ihn antrafen. Weder die preußische Infanterie noch die Kavallerie konnte dem Stoß standhalten; vergebens bildete die Infanterie Vierecke; fünf preußische Bataillone wurden über den Haufen gerannt, die Artillerie, Kavallerie, Infanterie wurden zersprengt oder gefangen genommen, und die Franzosen drangen mit dem Feinde zugleich in Weimar ein.

(Am 27. Oktober erfolgte der Einzug Napoleons in Berlin. Auf den verschneiten Feldern von Eylau kam sein Vormarsch zum Stillstand, aber bei Friedland (14. Juni) überwältigte der Kaiser das russisch-preußische Heer. Preußen war zerstört, Rußland wurde Napoleons Verbündeter.)

6. Erfurt

Es dauerte nicht lange, so führte die Hofgesellschaft zu St. Petersburg eine ungeziemende Sprache über die im Tilsiter Frieden beschlossene Allianz mit Frankreich. Auf das genaueste von dem, was an diesem Hofe vorging, durch die Depeschen Caulaincourts unterrichtet, der ihm mit der größten Gewissenhaftigkeit über seine täglichen Unterredungen mit dem Kaiser Alexander Bericht erstattete, hatte Napoleon endlich den Entschluß gefaßt, eine Zusammenkunft herbeizuführen. Alle Wünsche des Zaren zu erfüllen, wäre ohne Gefährdung der Ruhe Europas unmöglich gewesen; aber Napoleon glaubte, es sei die Zeit ge-

kommen, wenigstens auf einen Teil dieser Wünsche einzugehen.

Abgesehen von dem Vorteile, sich mit dem jungen Kaiser unmittelbar ins Einvernehmen zu setzen, sich über das zu vergewissern, was er im Herzen trug, und ihn durch irgendein wichtiges Zugeständnis an sich zu fesseln, war eine solche politische Zusammenkunft im Angesichte von ganz Europa ein großes Schauspiel, das die Einbildungskraft fesselte, war der greifbare Beweis einer Allianz, die man nicht nur wahrhaft und fest, sondern auch auffällig machen mußte, um allen Feinden des französischen Reichs Scheu einzuflößen.

Napoleon schickte daher einen Kurier an Caulaincourt mit der Ermächtigung, in eine feierliche Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander zu willigen. Dieser hatte von Ende September (1808) gesprochen, weil da die Schiffahrt geschlossen wurde; Napoleon nahm diesen Zeitpunkt, der ihm gleichfalls zusagte, an. Alexander hatte zum Orte der Zusammenkunft entweder Weimar, weil dort seine Schwester residierte, oder Erfurt, wegen der größeren Freiheit, die man dort genösse, gewünscht. Napoleon entschied sich für Erfurt, dessen Gebiet ihm nach der Zerstückelung Deutschlands geblieben und worüber er noch nicht zugunsten eines der Rheinbundfürsten verfügt hatte. Nachdem so im allgemeinen Zeit und Ort der Zusammenkunft bestimmt waren, überließ er dem Kaiser Alexander die Sorge, Tag und Stunde festzusetzen, und ordnete alles an, um der Zusammenkunft allen nur wünschenswerten Glanz zu verleihen.

Am Rhein befanden sich noch Abteilungen der Kaisergarde. Napoleon schickte ein sehr schönes Grenadierbataillon dieser Garde nach Erfurt. Er befahl, ein sehr schönes, leichtes Infanterieregiment, ein Husarenregiment und ein Kürassierregiment unter den aus Deutschland im Rückmarsche befindlichen Truppen zu wählen und gleichfalls nach Erfurt zu dirigieren, um bei den Souveränen, die der Zusammenkunft beiwohnen würden, Ehrendienste zu verrichten. Er schickte Beamte seines Haushaltes mit dem reichsten Teile des Kronmobiliars hin, um die größten Häuser der Stadt elegant und prachtvoll einzurichten und den Bedürfnissen der hohen Personen anzupassen, die sich dort einfinden würden. Er wünschte, daß auch die französische Kunst zum Glanze dieser Zusammenkunft beitragen sollte, und befahl der Theateradministration, die ersten französischen Schauspieler, namentlich Talma, hinzusenden, um den Cinna, die Andromache, den Mahomet und den Ödipus aufzuführen. Er gebot endlich, einen außerordentlichen Luxus zu entfalten, denn er wollte, daß Frankreich durch seine Zivilisation ebenso sehr imponiere wie durch seine Waffen.

Alexander brach mit seinem Bruder und einigen Adjutanten von St. Petersburg auf und reiste mit der Post ebenso einfach wie schnell. Man war übereingekommen, daß Napoleon, da Erfurt ja seine Stadt war, sich mit der Sorge für das Materielle dieser großen Zusammenkunft befasse und daß Alexander nichts dahinbringe als seine Person und seine Offiziere. Er reiste in einer einfachen Kalesche und zwar

schneller als die eiligsten Kuriere. Den 18. September verweilte er in Königsberg, zeigte vieles Mitleid mit dem Unglücke seiner ehemaligen Verbündeten, die fast in Dürftigkeit am äußersten Ende ihres Königsreichs leben mußten, und brach unmittelbar nach Weimar auf.

Überall, wo französische Truppen lagen, wurde dem jungen Selbstherrscher der glänzendste Empfang bereitet. Die Armeekorps standen unter Waffen in Parade und riefen: Es lebe Alexander! Es lebe Napoleon! Alexander hielt Heerschau über sie, belobte sie wegen ihrer militärischen Haltung und vorzüglichen Erscheinung, die ihrer Tapferkeit so sehr entspräche, und bezauberte sie durch seine Freundlichkeit und Anmut. Napoleon hatte ihm den zum Herzoge von Montebello erhobenen Marschall Lannes entgegengesendet, um ihn an der Grenze des Rheinbundes zu bewillkommnen. Alexander überhäufte den alten Kriegsmann mit Beweisen der Zuneigung und gewann ihn ganz, der zwar bei seinen revolutionären Ansichten mit großem Eigensinn beharrte, aber dennoch für die glänzenden und wohlverdienten Gunstbezeigungen, die von der Höhe der Throne auf ihn herabregneten, äußerst empfänglich war.

Alexander langte am 25. September (1808) in Weimar an, um im Kreise des dortigen ihm verwandten Hofes bis zum 27., dem für das Zusammentreffen zu Erfurt festgesetzten Tage, zu verweilen.

Napoleon hatte inzwischen Paris verlassen. Eine große Anzahl Generale und Diplomaten machten die Reise

Biblioteka

mit. Deutſchland wurde durch eine Menge gekrönter Fürſten vertreten; ſchon am 26. war der König von Sachſen nach Erfurt gekommen. Dieſes kleine Erfurt, das ehemalige Beſitztum eines geiſtlichen Fürſten, gleich Weimar und anderen Muſenſtädten Deutſchlands an Stille gewöhnt, war der belebteſte, glänzendſte, war ein von Soldaten, Offizieren, Equipagen und Dienern in Livree überfüllter Ort geworden. Man begegnete dort als einfachen Spaziergängern Königen, Fürſten und anderen ſehr großen Herren aus der alten und neuen Herrſchaftszeit.

Napoleon hatte im voraus alles hingeſandt, was erforderlich war, um unter eleganten und prachtvollen Vergnügungen den Ernſt der wichtigen Angelegenheiten zu verbergen. Er ſelbſt langte am 24. September vormittags in Erfurt an. Nachdem er die aus der ganzen Umgebung herbeigeeilten Zivil- und Militärbehörden, die Diplomaten Europas und die Potentaten des Rheinbundes empfangen hatte, ſtieg er gegen Mittag zu Pferde und ritt, von einem unermeßlichen Generalſtabe begleitet, dem Kaiſer Alexander entgegen, der im offenen Wagen von Weimar kam. Als Napoleon den Wagen, in dem ſein Verbündeter fuhr, erblickte, ſetzte er ſein Pferd in Galopp, wie um ſeine ſehnſuchtsvolle Ungeduld an den Tag zu legen. Einander nahe gekommen, ſtieg Napoleon vom Pferde und Alexander gleichzeitig aus ſeinem Wagen, worauf ſich beide herzlich umarmten und alle Zeichen höchſter Freude des Wiederſehens zu erkennen gaben; eine Freude, die übrigens auf-

richtig war, denn abgesehen davon, daß beide Herrscher das dringende Bedürfnis empfanden, sich über ihre Angelegenheit zu besprechen, hatten sie aneinander Wohlgefallen.

Nach der Ankunft zu Erfurt stellte Napoleon, bei den Königen und Fürsten anfangend, dem Kaiser Alexander alle die hohen zu dieser Zusammenkunft zugelassenen Personen vor und geleitete ihn dann in das für ihn bestimmte Palais. Das Mahl fand jeden Tag bei Napoleon statt, da er es war, der dem Herrscher des Nordens Gastfreundschaft erwies. Am Abend ließen zu dem glänzenden Gastmahle sich nieder: Napoleon, Alexander, der Großfürst Konstantin, der König von Sachsen, der Herzog von Weimar, Prinz Wilhelm von Preußen, endlich die Menge der regierenden Fürsten und der hohen Personen vom Zivil- und Militärstande. Die Stadt war erleuchtet, und man wohnte der Tragödie Cinna bei, die von den vollkommensten tragischen Schauspielern gegeben wurde, welche Frankreich je besessen hat. Die kluge Milde Cäsars, des Stifters der römischen Kaiserreichs, der die Parteien entwaffnet und sie an seine Obergewalt fesselt, war das Schauspiel, mit welchem Napoleon die Vorstellungen der französischen Tragödie eröffnen ließ.

Bereits zehn Tage waren die beiden Monarchen beisammen: es blieb nur noch übrig, die Bedingungen ihres Einverständnisses schriftlich abzufassen. Um ihre mit jedem Tage herzlicher werdende Einigung nicht durch Erörterung untergeordneter Dinge zu trüben,

kamen die beiden Souveräne überein, ihren Ministern Romanzoff und Champagny die Sorge der förmlichen Abfassung der Übereinkunft zu überlassen, die ihre neuen Beschlüsse enthalten sollte, und reisten nach Weimar, wo für sie großartige Feste bereitet waren. Die Minister Romanzoff und Champagy blieben in Erfurt zurück, um zur Vollbringung des ihnen anvertrauten wichtigen Werkes zu schreiten.

Zwischen Erfurt und Weimar liegt der Ettersburger Wald. Hier hatte der Herzog von Weimar eine Reihe eleganter Pavillons für alle seine gekrönten Gäste errichten lassen. Der für die Kaiser und Könige befand sich in der Mitte und war in der Tat prachtvoll. Vor diesen Pavillons mußte eine unermeßliche Menge Wild, Hirsche, Damwild, Rehe vorbei, die nicht anders entfliehen konnten, als indem sie das Feuer der zu dieser Jagd geladenen Gäste aushielten.

Ein prachtvoller Empfang erwartete die beiden Kaiser zu Weimar. Nach einem prunkhaften Mahl vereinigte ein Ball die glänzendste Gesellschaft Deutschlands. Goethe und Wieland waren gegenwärtig. Napoleon verließ die Gesellschaft, um in einer Ecke des Saales lange mit den beiden berühmten deutschen Schriftstellern sich zu unterhalten. Er redete mit ihnen vom Christentum, von Tacitus, dem Schrecken der Tyrannen, dessen Namen er, wie er lachend sagte, ohne Furcht ausspreche, und behauptete, daß Tacitus das düstere Gemälde seiner Zeit übertrieben habe, und daß er kein so einfacher Maler wäre, um durchaus wahr zu sein.

Nach dieser langen Unterhaltung, in der er den beiden großen Schriftstellern zeigte, daß er um ihretwillen die erlauchteste Gesellschaft verlassen habe, schied er von ihnen, die sich durch einen so großen Beweis von Aufmerksamkeit gebührend geschmeichelt fühlten. Der Zusammenkunft von Erfurt verdanken sie, daß sie mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt wurden, eine Auszeichnung, die sie in jeder Beziehung verdienten, und die, so hervorragenden Männern verliehen, an ihrem Glanze nichts einbüßte.

Am folgenden Tage wurde ihm ein neues Fest auf dem Schlachtfelde von Jena, zwischen Erfurt und Jena, gegeben. Der Eifer, Napoleon zu gefallen, war so groß, daß man seine eigene Würde vielleicht vergaß, indem man sich in dieser Art eine der schrecklichsten Schlachten, welche Frankreich in Deutschland gewonnen hatte, in das Gedächtnis rief. Ein Pavillon war auf dem Landgrafenberg errichtet, wo Napoleon in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober vor zwei Jahren (man war dem Jahrestage der denkwürdigen Schlacht von Jena nahe) biwakiert hatte. Ein Plan dieser Schlacht befand sich in dem Pavillon, der zur Aufnahme der Fürstlichkeiten bestimmt war. Es wurde daselbst ein Frühstück aufgetragen.

Bevor Napoleon die Höhen verließ, von denen man die Stadt Jena erblickt, wollte er ein Andenken der Wohltätigkeit stiften. Die unglückliche Stadt war durch Granaten in Brand gesteckt worden. Napoleon gab eine Summe von 300000 Franken zur Entschädigung derjenigen, die damals durch seine Anwesenheit gelitten hatten.

Die Zusammenkunft von Erfurt hatte ihren Zweck erfüllt; die beiden Kaiser waren einträchtig, und jedenfalls war dies der Welt augenscheinlich. Alexander glaubte, endlich die Moldau und Walachei in Händen zu haben; Napoleon glaubte, den jungen Kaiser fest an sich geknüpft zu haben, fest genug wenigstens, um jedwede neue Koalition unmöglich zu machen, fest genug, um von Österreich bis zum nächsten Frühjahre nichts zu befürchten zu haben. Er hoffte sogar, daß aus dieser so öffentlich verkündeten engen Allianz zwischen den beiden größten Mächten der Erde der Weltfriede hervorgehen würde.

Nachdem die nach Erfurt geströmten Souveräne sich von den beiden Kaisern verabschiedet hatten, reisten diese einer nach dem andern ab. Am Morgen des 14. Oktober 1808 stiegen Alexander und Napoleon in Mitte einer von allen Seiten herbeigeeilten Volksmenge zu Pferde und verließen Erfurt, während die Truppen paradierten.

Alexander und Napoleon schieden gerührt voneinander und drückten sich in gutem Glauben die Hand. Alexander reiste nach Weimar und St. Petersburg, Napoleon nach Erfurt und Paris. Sie sollten sich niemals wiedersehen, und keiner ihrer damaligen Entwürfe, auch nicht ein einziger, sollte verwirklicht werden.

Nach Erfurt zurückgekehrt, erteilte Napoleon den Männern von Rang, den Prinzen und anderen, die noch geblieben waren, Abschiedsaudienz, stieg einige Stunden später in seinen Reisewagen, und hinterließ

in Ruhe und Stille jene kleine Stadt, die er eine kurze Zeit aus ihrer gewohnten Ruhe und Einsamkeit gezogen, um sie mit nie gesehenem Glanze und noch nicht dagewesener Aufregung und Bewegung zu erfüllen, und sie dann wieder in ihre friedliche Dunkelheit und Ruhe versinken zu lassen. Sie wird indessen berühmt bleiben als der Platz, wo diese wunderbare Schaustellung menschlicher Größe stattgefunden hat.

7. Eßling

(Österreich hatte den Krieg gegen Napoleon erneuert; dieser drängte aber die Feinde in einem fünftägigen Feldzug in einer Reihe siegreicher Gefechte über den Inn zurück.) Nach der Schlacht bei Eggmühl marschierte die französische Armee vor Wien. Erzherzog Maximilian befehligte in der Stadt, die in Verteidigungszustand gesetzt worden war. Der Artilleriegeneral La Riboisière errichtete nachts eine Batterie von 30 Mörsern hinter einem Hause in der Vorstadt und schoß die Stadt in Brand, die daraufhin ihre Tore öffnete. Hätte Wien standgehalten, so würden die Operationen einen anderen Lauf genommen haben; aber die Einwohner einer Hauptstadt, die bombardiert werden kann, haben großen Einfluß auf die Verteidigung. Sobald Napoleon einmal Herr von Wien war, genügten ihm 8—10000 Mann, um es zu besetzen. Der Kaiser war ganz sicher, daß die Österreicher nicht ihre Hauptstadt zerstören würden, und

die bloße Drohung, daß die Garnison die Stadt anzünden würde, hielt die Einwohner im Zaum.
Unterdessen rückte Erzherzog Karl auf dem linken Donauufer heran; der Kaiser beschloß, ihm zuvorzukommen und über den Strom zu gehen. Die Stellung auf dem rechten Donauufer war nur dann gut, wenn die Armee einen Brückenkopf auf dem linken Ufer besaß; denn sonst blieb der Feind Herr aller seiner Bewegungen. Dieser Umstand war von so großer Bedeutung, daß Napoleon sich stromaufwärts nach der Enz zurückgezogen haben würde, wenn es sich als unmöglich herausgestellt hätte, auf dem linken Donauufer festen Fuß zu fassen. Dies war aber nicht leicht, denn die Donau ist 1000 m breit, 15, 20, 30 Fuß tief, und hat einen reißenden Lauf. Einen solchen Strom in der Nähe einer starken feindlichen Armee zu überschreiten, erforderte große Geschicklichkeit, zumal da man sich nicht weit von seiner Stellung entfernen durfte, weil man befürchten mußte, der Feind, der zwei Brückentrains besaß, würde selber über die Donau gehen und gegen Wien marschieren. Der Kaiser beschloß, neun Kilometer unterhalb der Hauptstadt bei der Insel Lobau über den Fluß zu gehen. Sie ist vom rechten Ufer durch den 900 m breiten Hauptarm der Donau, vom linken durch einen schmalen Nebenarm von 100 m Breite getrennt. Er beschloß sich auf dieser Insel festzusetzen. Er gewann dadurch ein verschanztes Lager auf dem linken Donauufer und konnte, wenn der Erzherzog stromaufwärts nach Krems oder einem anderen Ort marschierte, um über die Donau zu

gehen und ihm seine Operationslinie abzuschneiden, von der Insel Lobau aus ihm in den Rücken fallen. Generalleutnant Bertrand erhielt Befehl, eine Brücke aus Pontons und Kähnen herzustellen. Am 19. Mai ging eine Vorhut nach der Insel hinüber und besetzte sie. Am Vormittag des 20. war die Brücke fertig, und die Armee begann hinüberzumarschieren. Am Nachmittag schwoll die Donau um drei Fuß an, die Ankertaue der Boote rissen, und die Brücke wurde durchbrochen; sie wurde jedoch in wenigen Stunden wieder hergestellt, und die Armee setzte ihren Übergang fort. Gegen 6 Uhr ließ der Kaiser auch über den schmalen Arm eine Brücke schlagen. General Lasalle ging mit 3000 Reitern nach Eßling hinüber, rekognoszierte die Ebene nach allen Richtungen und traf auf eine österreichische Kavalleriedivision, mit der er scharmützelte. Während der Nacht setzte er sich zwischen Eßling und Großaspern fest. Der Kaiser biwakierte auf dem linken Ufer beim Brückenkopf.

Bei Tagesanbruch ritt Napoleon nach Eßling und Großaspern und stellte dort die Korps der Marschälle Lannes und Masséna auf. Um zwölf Uhr mittags war die Donau noch vier Fuß gestiegen. Die große Brücke wurde weggerissen; nur die spanischen Küraſſiere und Nansoutys Gardekavallerie waren noch über die Brücke gekommen; die übrige Reiterei und die Reserveartillerie mußten auf dem rechten Ufer bleiben. Zweimal im Laufe dieses Tages stellte Graf Bertrand die Brücken wieder her, zweimal wurden sie wieder weggerissen. Als die französische Armee Wien räumte, hatten die

Österreicher viele Schiffe in Brand gesteckt, um sie gegen die Pontonbrücke treiben zu lassen.
Um 4 Uhr nachmittags meldete General Lasalle dem Kaiser, daß die Armee des Erzherzogs im Anmarsch sei. Der Fürst von Neuchâtel, Marschall Berthier, stieg auf den Kirchturm von Eßling und zeichnete eine Skizze von den Bewegungen der österreichischen Kolonnen: der Erzherzog marschierte mit dem rechten Flügel zum Angriff gegen Großaspern, mit dem Zentrum gegen Eßling, mit dem linken Flügel gegen Enzersdorf, so daß seine Schlachtlinie einen Halbkreis um Eßling bildete. Der Kaiser gab Befehl, nach der Insel Lobau zurück zu marschieren, und ließ nur 10000 Mann in dem Walde vor der kleinen Brücke zurück. In diesem Augenblick meldete jedoch General Bertrand, daß die Donau abschwelle, daß er die Brücke wiederhergestellt habe, und daß die Artillerie hinübergehe. Da es bereits spät war, beschloß der Kaiser in seiner Stellung zu bleiben; denn wenn der Feind Eßling besetzt hätte, wäre es sehr schwer gewesen und hätte viel Blut gekostet, es wieder zu nehmen. Um 5 Uhr fielen die ersten Schüsse, bald wurden Gewehr- und Geschützfeuer sehr lebhaft, die Küraſſiere ritten mehrere glänzende Attacken, alle Angriffe des Feindes auf Großaspern und Eßling wurden abgeschlagen, und 25000 Franzosen behaupteten drei Stunden lang das Schlachtfeld gegen 100000 Österreicher. Aus den Biwakfeuern beider Heere während der Nacht erkannte man, daß am nächsten Tage eine Entscheidungsschlacht bevorstünde.

Die französische Armee war der des Erzherzogs um 20000 Mann überlegen. Der Sieg konnte nicht zweifelhaft sein. Aber um Mitternacht schwoll die Donau auf eine erschreckende Weise an. Wieder wurde die Brücke zerstört; sie konnte erst bei Tagesanbruch wieder hergestellt werden. Nun begannen die Garde und das Korps des Herzogs von Reggio ihren Übergang, den sie im Laufschritt vollzogen. Voller Hoffnungen stieg der Kaiser zu Pferde: das Geschick des Hauses Österreich sollte sich vollziehen. In Eßling angekommen, befahl er dem Marschall Lannes, das Zentrum der österreichischen Armee zu durchbrechen; die Junge Garde erhielt den Befehl, aus Eßling hervorzubrechen, um sich im entscheidenden Augenblick auf den linken feindlichen Flügel zu stürzen, der sich an das am Donauarm gelegene Städtchen Enzersdorf lehnte. Lannes entfaltete seine Division mit jener Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit, die er sich in hundert Gefechten erworben hatte. Der Feind begriff, daß er seine Schlachtlinie nicht durchbrechen lassen durfte; aber diese war zu ausgedehnt, denn sie erstreckte sich über mehr als 13 Kilometer. Alle Anstrengungen der Österreicher waren daher vergeblich, und die Junge Garde marschierte schon gegen ihre linke Flanke. Da mußte plötzlich den siegreichen Truppen Halt geboten werden: wieder waren die Brücken vernichtet, alle Schiffe wurden durch die Gewalt des Stromes eine bis zwei Meilen weit fortgeschwemmt; um die Brücken wieder herzustellen, bedurfte es mehrerer Tage. Die Hälfte der Kürassiere, das Korps des Marschalls

Davouſt und die ganze Reſerveartillerie befanden ſich noch auf dem rechten Ufer. Dieſes Mißgeſchick war hart; aber der Schlachtplan war ſo tief erwogen, daß die Armee trotzdem keine Gefahr lief: ſie konnte im ſchlimmſten Falle ſtets ihre Stellung auf der Inſel Lobau wieder einnehmen, wo ſie unangreifbar war. Das verſchanzte Lager war ungeheuer ſtark, denn es wurde durch einen 100 m breiten Graben, nämlich den reißenden Donauarm gedeckt.

Der Kaiſer ſandte den Marſchällen Maſſéna und Lannes Befehl, ihre Truppen anzuhalten und unauffällig ihre Stellungen wieder einzunehmen. Maſſénas linker Flügel ſtützte ſich auf die Mitte des Dorfes Großaſpern, das etwa fünf Kilometer lang iſt; Lannes ſtand zwiſchen Großaſpern und Eßling und ſtützte ſeinen rechten Flügel auf das letztgenannte Dorf. Dieſe Bewegung vollzog ſich wie auf dem Marsfeld. Der Feind, der ſchon voller Verzweiflung den Rückzug angetreten hatte, machte erſtaunt halt. Bald erfuhren jedoch die Öſterreicher, daß die Brücken weggeriſſen waren, und ihr Zentrum nahm ſeine früheren Stellungen wieder ein. Es war 10 Uhr morgens. Von dieſem Augenblick an bis 4 Uhr nachmittags, alſo 6 Stunden lang, griffen 100000 Öſterreicher mit 400 Geſchützen vergeblich 50000 Franzoſen an, die nur 100 Geſchütze hatten und mit ihrem Feuer ſparſam umgehen mußten, weil es ihnen an Munition fehlte.

Der Ausgang der Schlacht hing vom Beſitz des Dorfes Eßling ab. Der Erzherzog tat alles, was die Lage

erforderte: er griff fünfmal das Dorf mit frischen Truppen an; fünfmal wurde er zurückgeschlagen. Um 3 Uhr nachmittags befahl endlich der Kaiser seinem Adjutanten, dem General Rapp, und dem tapferen General Mouton, sich an die Spitze der Jungen Garde zu stellen, mit drei Kolonnen vorzubrechen und im Sturmschritt über die Reserven des Feindes herzufallen, der sich eben zu einem sechsten Angriff vorbereitete. Diese Reserven wurden in die Flucht geschlagen, und der Sieg war entschieden; der Erzherzog hatte keine frischen Truppen mehr und bezog eine Stellung. Punkt 4 Uhr hörte das Feuer auf, während man sich in dieser Jahreszeit bis 10 Uhr schlagen kann.
Die Alte Garde, bei der der Kaiser sich befand, stand während der ganzen Zeit in Schlachtordnung, einen Büchsenschuß von Eßling entfernt, mit dem rechten Flügel an der Donau, mit dem linken nach Großaspern zu. Am Nachmittag ließ General Dorsenne, Befehlshaber der Grenadiere der Alten Garde, durch den Obersten Montholon, der sich zufällig bei ihm befand, den Kaiser bitten, einen Angriff machen zu dürfen, um die Schlacht zu entscheiden und die Österreicher zum Rückzug zu zwingen. Der Kaiser antwortete ihm: „Nein! Das Ende gefällt mir so. Ohne Brücken und ohne Kanonen haben wir gewiß mehr geleistet, als ich gehofft hatte. Seien Sie unbesorgt.“ Daranf inspizierte der Kaiser die Insel Lobau. Er befürchtete, daß der Feind eine Brücke nach der äußersten Spitze der Insel schlagen und einige Bataillone hinüberwerfen könnte. Von der großen Brücke war

nichts geblieben, nicht ein einziges Ponton war auf der Stelle; die Donau war seit drei Tagen bis auf 28 Fuß gestiegen. Die niedrig gelegenen Teile der Insel waren überschwemmt. Der Kaiser befahl seiner Armee, bei Tagesanbruch den schmalen Arm des Stromes zu überschreiten und auf der Insel ein Lager zu beziehen. Das Korps Masséнas passierte den Fluß erst um 12 Uhr mittags, ohne von der österreichischen Armee belästigt zu werden.

Dieses war die Schlacht von Eßling. Sie war freilich kein Sieg der französischen Waffen, aber auch keine Niederlage, wie man behauptet hat: denn die Besetzung der Insel Lobau genügte, um den Franzosen den Besitz von Wien zu sichern. Diese Stadt wäre nicht zu halten gewesen, wenn die Franzosen die Insel Lobau verloren hätten. Von dem verschanzten Lager aus waren sie Herren über das linke Ufer der Donau. General Bertrand erbaute innerhalb 20 Tagen drei Brücken auf Pfählen, ein Werk, das zehnmal schwieriger und kostspieliger war, als Cäsars Brückenbau über den Rhein.

Der Erzherzog hat während der Schlacht von Eßling alles getan, was er konnte und mußte.

Napoleon hatte sich während des ganzen Schlachttages zwischen Eßling und der Donau aufgehalten. Man hatte ihn mehrmals dringend ersucht, sein Leben zu schonen, aber er wollte nichts davon hören, solange noch ein neuer Angriff zu befürchten war. Nunmehr, da sich der ermattete Feind auf eine Kanonade beschränkte, beschloß er, mit eignen Augen die Lobau-

insel zu rekognoszieren, hier den besten Platz für sein Heer auszuwählen, kurz seine Rückzugsdispositionen zu treffen. Des Besitzes von Eßling, das die Trümmer der Division Boudet und die Gardefüsiliere besetzt hielten, versichert, ließ er Masséna fragen, ob er auf den Besitz von Aspern zählen könne, denn so lange diese beiden Stützpunkte der französischen Armee verblieben, war der Rückzug derselben gesichert. Masséna antwortete: „Sagen Sie dem Kaiser, daß ich mich noch zwei, sechs, vierundzwanzig Stunden halten werde, wenn es sein muß; so lange, als es für die Rettung der Armee nötig ist."

Der Kaiser eilte hierauf nach dem kleinen Arm des Flusses, der zwischen dem linken Ufer und der Insel Lobau strömte. Dieser Arm war selbst zum großen Fluß geworden, und die vom Feinde ins Wasser geworfenen Mühlen hatten mehrmals die Brücke in sehr ernstliche Gefahr gebracht. Der Anblick beider Ufer hatte etwas Herzzerreißendes. Lange Reihen Verwundeter, die sich teils fortschleppten, so gut sie konnten, teils auf die Arme ihrer Kameraden stützten oder am Boden hingestreckt lagen, warteten auf ihre Hinüberschaffung auf die Insel; Reiter ohne Pferde, die ihre Küraſſe wegwarfen, um leichter marschieren zu können; eine Menge verwundeter Pferde, die sich instinktmäßig nach dem Flusse schleppten, um ihren Durst zu löschen; Hunderte von halbzerbrochenen Karren; eine unbeschreibliche Verwirrung und schmerzliches Gestöhn — das war die Szene, die sich hier darbot und den Kaiser tief ergriff.

Er ſtieg ab, ſchöpfte mit den Händen Waſſer, um ſich das Geſicht zu erfriſchen, und bemerkte dabei ein aus Baumzweigen hergeſtelltes Lager, auf welchem Lannes lag, den man amputiert hatte. Sogleich eilte er auf ihn zu, ſchloß ihn in ſeine Arme und drückte ihm die Hoffnung aus, daß er ihm erhalten bleiben werde.

Lannes, immer noch heldenmütig auf ſeinem Schmerzenslager, war tief von dem Gedanken ergriffen, ſich ſo früh ſchon auf der Bahn des Ruhmes aufgehalten zu ſehen. Seine letzten Worte an den Kaiſer waren: „Sie verlieren Ihren beſten Freund und treuſten Waffengefährten. Leben Sie wohl und retten Sie die Armee!“ Tiefbewegt ſtieg Napoleon wieder zu Pferde.

Napoleon durchforſchte die Inſel genau und kam zu der Überzeugung, daß das Heer in einem verſchanzten Lager auf der Inſel unbezwinglich ſein würde und dort ſo lange Schutz finden könnte, bis die Brücke wiederhergeſtellt wäre. Die Breite der Inſel verhinderte, daß man ſie mit Kugeln überſchütten könnte. Wenn man alle Boote vom rechten Ufer dazu heranzog, ſo konnte man leicht Lebensmittel und Munition herbeiſchaffen, ſo daß die Armee die Mittel zum Unterhalt und zur Verteidigung bekam.

Nun hielt Napoleon mit ſeinen Marſchällen Maſſéna, Davouſt und Beſſières, dem Generalſtabschef Berthier und einigen Korpsgeneralen Kriegsrat ab. Es war ſonſt nicht ſeine Gewohnheit, einen ſolchen um ſich zu verſammeln. Diesmal aber brauchte er ihn, nicht

um sich Rat zu holen, sondern solchen zu erteilen, seine Generale mit seinem Geiste zu erfüllen und diejenigen von ihnen wieder aufzurichten, die beunruhigt waren.

Ruhig, zuversichtlich, denn das Geschehene war nur ein reiner Zufall, nichts Unersetzliches, forderte der Kaiser die anwesenden Offiziere auf, ihre Meinung zu sagen. Da überzeugten ihn denn die in seiner Gegenwart geführten Reden, daß diese beiden Tage einen tiefen Eindruck hervorgebracht hatten, und daß einige seiner Generale der Ansicht zuneigten, auf der Stelle zurückzugehen, gleich über den ganzen Fluß, um sich mit dem Rest der großen Armee zu vereinigen, selbst auf die Gefahr hin, alle Kanonen, sämtliche Artillerie- und Kavalleriepferde, 12—15000 Verwundete und endlich die Ehre der Waffen zu verlieren.

Kaum hatte sich ein solcher Gedanke bemerkbar gemacht, als Napoleon das Wort ergriff und mit der aufrichtigen Zuversicht, die ihm seine Siegesgewißheit einflößte, die augenblickliche Lage folgendermaßen klarlegte:

Man habe allerdings einen schweren Tag gehabt, aber keine Niederlage erlitten; es sei sogar ein Wunder, daß man sich ungeschlagen aus einem Kampfe zurückziehe, den man mit einem großen Strom im Rücken und nach Zerstörung aller Brücken habe bestehen müssen. Man habe einen großen, schmerzlichen Verlust an Toten und Verwundeten zu beklagen, allein der des Feindes sei um ein Drittel größer; man dürfe daher sicher annehmen, daß sich die Öster-

reicher auf lange Zeit ruhig verhalten würden, und man habe Muße, die siegreiche, durch Steiermark dringende Armee von Italien (unter Prinz Eugène) und die zahlreichen, aus Frankreich herbeieilenden Verstärkungen an sich zu ziehen. Auch könne man inzwischen Brücken zimmern, die so fest wären wie steinerne und die spätere Überschreitung des Stromes zu einer einfachen Operation gestalteten. Seiner Meinung nach sei daher kein Grund zur Entmutigung oder Beunruhigung. Eine rückgängige Bewegung sei natürlich nötig, aber nur über den kleinen Arm der Donau bis auf die Insel Lobau. Dort könne man alles abwarten und die Zukunft vorbereiten. Diese Bewegung ließe sich leicht ausführen, noch in dieser Nacht, ohne Gefahr und ohne Verlust eines Verwundeten, eines Pferdes oder einer Kanone, also ohne Verlust der Waffenehre. Dagegen gäbe es allerdings auch eine andere rückgängige Bewegung, nämlich die, gleich über den ganzen Fluß zurückzugehen, wobei man alles verlöre, selbst die Waffenehre und dazu noch die Insel Lobau, die eine kostbare Eroberung und das gegebene Terrain für einen anderweitigen Übergang wäre. Aber dann würde man wohl daran tun, sich bei der Rückkehr nicht vor den Wienern sehen zu lassen, die ihre Besieger mit Verachtung überhäufen und den Erzherzog Karl herbeirufen würden, um die Franzosen vollends aus der Hauptstadt zu verjagen. In diesem Falle könnte man sich gleich bis nach Straßburg zurückziehen. Dann würde Prinz Eugène auf seinem Marsch nach Wien statt der französischen Armee daselbst den

Feind finden und in eine Mördergrube fallen; die in Schrecken gesetzten Verbündeten würden aus Schwachheit zu Verrätern werden und sich gegen die Franzosen wenden; das Kaiserreich würde vernichtet und die Größe Frankreichs in wenigen Wochen zerstört werden.

Um das auszuführen, was er beabsichtige, bedürfe es nur noch einer geringen Kraftanstrengung. Masséna würde sich in Aspern bis Mitternacht halten, dann nach der kleinen Brücke abmarschieren, am nächsten Tage die Lobauinsel verteidigen und hinter dem kleinen Donauarm die Lebensmittel und die Munition erwarten, die man ihm zuführen würde. Sollte der Erzherzog Karl wider alle Wahrscheinlichkeit doch sich erholt haben und nach Preßburg hinab oder bis Krems hinaufgehen und den Versuch machen, sich aufs rechte Ufer zu versetzen und den Franzosen Wien streitig zu machen, so würde ihm Marschall Davoust mit seinen 30000 Franzosen entgegentreten, die wohl 60000 Österreicher aufwiegen würden. „Masséna, Davoust," schloß der Kaiser, „Sie leben und werden die Armee retten, indem Sie sich dessen würdig zeigen, was Sie bereits getan haben!"

Masséna, der oft unzufrieden war und selbst bitter die Übereilung getadelt hatte, mit welcher der Donauübergang bewerkstelligt worden war, ergriff, entzückt über so viel Klarheit und Energie, die Hand Napoleons und sagte zu ihm: „Sire, Sie sind ein großer Mann und wert, uns zu kommandieren! Nein, wir dürfen nicht fliehen, wie Feiglinge, die besiegt wor-

den sind. Wir wollen nicht unsere Haltung als Sieger verlieren; beschränken wir uns darauf, über den kleinen Arm der Donau zurückzugehen, und ich schwöre Ihnen, daß ich jeden Österreicher darin ertränken werde, der es wagen sollte, ihn nach uns zu überschreiten!"
Davoust versprach, Wien zu überwachen und jeden Angriff zurückzuschlagen, der von Preßburg oder Krems aus während der Wiederherstellung der Brücken erfolgen sollte.
Infolge dieses Kriegsrats fühlten sich aller Herzen neu gestärkt. Es wurde beschlossen, daß Masséna das Oberkommando über die Armee übernehmen und die Nacht zur Überschreitung des kleinen Armes verwenden sollte, während Napoleon in Person mit Berthier und Davoust über den großen Arm zurückgehen und die beiden dringendsten Operationen, die Sendung von Kriegs- und Mundvorräten nach der Insel Lobau und die Herstellung der großen Brücke selbst leiten würde. Man schied beruhigt, entschlossen und voll gegenseitigen Vertrauens.
Zwischen 11 und 12 Uhr passierte der Kaiser in tiefster Dunkelheit und durch viele schwimmende Leichen hindurch, die der Strom mit sich führte, in einem schwanken Nachen, der von Pionieren geleitet wurde, den Fluß. Kaum war er bei Ebersdorf an Land gestiegen, als er schon seine ersten Befehle erteilte, um alle verfügbaren Boote nach diesem Punkte zu ziehen, sie mit Zwieback, Wein, Branntwein, Kartätschen, Patronen nnd Verbandzeug zu beladen und nach der Lobauinsel zu dirigieren.

Inzwiſchen war Maſſéna nach Eßling und Aſpern geeilt, um den Rückzug einzuleiten. Der erſchöpfte Feind war vor Mattigkeit auf der blutigen Wahlſtatt niedergeſunken, während die Franzoſen in ihrer kritiſchen Lage trotz gleicher Müdigkeit zum Wachbleiben und Handeln gezwungen waren. Gegen Mitternacht ließ Maſſéna die Kaiſergarde, die zunächſt am Fluſſe ſtand, den Rückzug antreten. Jedes Korps ſollte über die kleine Brücke abziehen, ſeine Verwundeten mitnehmen, ſeine Kanonen wegführen und nur ſeine Toten zurücklaſſen, deren Anzahl leider nur zu bedeutend war. Nach der Garde kam die ſchwere Reiterei. Da viele Soldaten ihre Küraſſe weggeworfen hatten, ſo ließ Maſſéna dieſe durch Reiter, die ihre Pferde verloren hatten, einſammeln, um dem Feinde ſo wenig Trophäen als möglich zurückzulaſſen. Ein Teil der leichten Kavallerie blieb mit Plänklern in Linie ſtehen, um vor Aſpern und Eßling einen Widerſtand zu markieren. Und dann marſchierte Korps auf Korps über die Brücke, bis bei Anbruch des 23. Mai alles in Sicherheit war. Der ermattete Feind bemerkte nichts von allem, und erſt, als er am Morgen die franzöſiſchen Vorpoſten nach und nach verſchwinden ſah, dachte er daran, die Verfolgung aufzunehmen. Aber er tat es zögernd und ohne Nachdruck.

Maſſéna war mit einigen Offizieren ſeines Stabes auf dem linken Ufer geblieben und wollte als letzter ſeinen Poſten verlaſſen. Man riet ihm zur Vorſicht, da er plötzlich angegriffen werden könnte, und bat ihn, endlich die Brücke abzubrechen. Er wollte aber

nichts davon hören, solange es noch irgend etwas zu retten gäbe. Nach allen Richtungen eilte er umher und überzeugte sich persönlich, daß man keinen Verwundeten, keine Kanone, nichts zurückgelassen habe, womit der Feind sich brüsten könne. Erst als die Kugeln um ihn herumpfiffen, bestieg er als letzter ein Boot und gab den Befehl, die Brücke abzubrechen, während die Österreicher sich begnügten, dem freiwilligen Rückzug ihrer Gegner zuzusehen.
So endigte die zweitägige Schlacht, eine der blutigsten des Jahrhunderts. Die Österreicher gaben ihren Verlust an Toten und Verwundeten selbst auf 20000 an, man kann ihn aber wohl auf 26—27000 veranschlagen. Die Franzosen verloren 15—16000 Mann.

8. Wagram

An einen entscheidenden Schlag, um dem Kriege ein Ende zu machen, war zunächst nicht zu denken. Napoleon hatte berechnet, daß teils zur Heranziehung von Verstärkungen, teils zur Herbeischaffung und Verwendung des Materials und zur Abwartung eines niedrigen Wasserstandes des Flusses ein ganzer Monat erforderlich wäre, und daß er erst Ende Juni oder Anfang Juli wieder die Offensive ergreifen könnte. Diese Zeit brauchte er auch, um seine Operationslinie vollständiger zu organisieren und die Armee des Prinzen Eugène, der von Italien her vorrückte, unter die Mauern Wiens zu führen.

Zunächst beschäftigte er sich nunmehr damit, von überall her Materialien heranführen zu lassen. Wien war reich an Holz, er ordnete den Transport desselben nach Ebersdorf an. Die Arbeiter Wiens hatten Mangel an Arbeit; er beschäftigte sie und zahlte ihren Lohn in österreichischem Papiergeld aus, das in den weggenommenen Staatskassen im Überfluß vorhanden war. Er zog Bauleute nach der Insel Lobau und ließ solche sogar aus Frankreich kommen, die mit der Post befördert wurden. Ferner bestellte er Boote in allen Formen und Größen nach einem eigens für seine Zwecke entworfenen Plane.

Sodann arbeitete er daran, seine Kavallerie wieder beritten zu machen, denn diese hatte noch mehr Pferde als Menschen verloren. Er befahl die Bildung von zwei Depots, eines in Bayern, um deutsche Pferde für mittlere und schwere Kavallerie aufzukaufen, ein zweites in Ungarn, um dort Pferde für die leichte Kavallerie zu erwerben. Die verschiedenen Neueinberufungen, die er weiter anordnete, konnten ihm innerhalb weniger Wochen ungefähr 40000 Mann aus Frankreich und Italien zuführen. Dadurch wurden alle Verluste des Feldzuges überreichlich ersetzt.

Was aber vollständig den ungünstigen Eindruck der Tage von Eßling verwischen und eine beträchtliche moralische Wirkung ausüben sollte, das war die Vereinigung des Prinzen Eugène mit Napoleon, die nun in der Tat durch das siegreiche Vordringen der italienischen Armee nahe bevorstand.

Auf diese Weise hatte Napoleon den Monat Juni zu Vorbereitungen für die Konzentrierung der französischen Truppen vor Wien verwendet und ihn zugleich dazu benutzt, den Donauübergang vorzubereiten und ihn diesmal so sicher zu gestalten, daß ein Unglücksfall, wie er die Brücken während der Tage von Eßling betroffen hatte, zu den Unmöglichkeiten gehörte. Denn überschritten mußte der Fluß werden. Wären die Franzosen auf dem rechten Ufer geblieben, während man die Österreicher ruhig auf dem linken ließ, so hätte dies geheißen, den Krieg aufs unbestimmte verlängern, den Glanz des Ruhmes einbüßen, die Aussichten für einen Mißerfolg vergrößern und endlich die allgemeine Erregung in Europa, ja selbst in Frankreich steigern.

Für diesen Übergang war die Lobauinsel, die von Napoleon so glücklich ausgewählt war, wie geschaffen. Das Unternehmen war zwar äußerst schwierig, aber ausführbar. Zu seinem Gelingen war es jedoch erforderlich, daß man den Übergang über den Hauptarm auf die Insel ganz sicher machte, daß man die Insel selbst in ein großes verschanztes Lager umwandelte, und daß man dort alle Vorkehrungen traf, um den Übergang über den kleinen Arm angesichts des Feindes zu ermöglichen. Zu alledem benutzte Napoleon die vierzig Tage vom 23. Mai bis zum 2. Juli. Die Schiffbrücke über den Hauptarm war einige Tage nach der Schlacht bei Eßling wieder hergestellt worden. Neue Boote, die mit besseren Tauen befestigt waren, gaben ihr eine Vertrauen einflößende Sicherheit. Da

sie aber bei Hochwasser immer noch gefährdet werden konnte, so entschloß sich der Kaiser, wie mühsam auch die Operation war, eine auf Pfahlwerk ruhende Brücke zu schlagen. Holzvorräte waren in Wien genugsam vorhanden, zu deren Transport die Artilleriepferde verwendet wurden. Einmal an einen kleinen Arm der Donau angelangt, wurde das Holz bis Ebersdorf herabgeflößt und hier aufgehalten, um zu dem großen Werke benutzt zu werden. Zahlreiche Rammen, welche sich in Wien ebenfalls vorfanden, wurden nach Ebersdorf geschafft. Nach ungefähr drei Wochen sah man sechzig Holzpfeiler über den höchsten Wasserstand hervorragen, und auf diesen Pfeilern ruhte eine breite Pfostendecke, auf welcher jede beliebige Anzahl Artillerie und Kavallerie übergehen konnte. Einige hundert Meter unterhalb dieser festen Brücke hatte man die alte Schiffbrücke neu befestigt, und diese sollte nun zum Übergang der Infanterie dienen, so daß alle Waffengattungen sich zugleich in Bewegung setzen konnten.

Noch ein anderer Bau war ausgeführt worden, nämlich oberhalb der Brücken eine große Verpfählung, die aus einer Reihe starker, tiefeingerammter Stämme bestand und den Fluß schräg durchschnitt, um einmal dadurch die Gewalt der Strömung einigermaßen zu brechen, und außerdem zur Zerstörung der Brücken in den Fluß geworfene Gegenstände aufzuhalten. Zu letzterem Behufe griff Napoleon noch zu einem anderen Mittel: er führte eine unausgesetzte Überwachung durch die Gardematrosen ein, die immerfort

oberhalb der Verpfählung zu kreuzen, solche Gegenstände aufzuhalten und ans Ufer zu führen hatten. Auf diese Weise gelang es dem Kaiser, zwischen dem rechten Ufer und der Lobauinsel eine durchaus sichere Verbindung herzustellen.

Dann ging er daran, ein verschanztes Lager zu errichten, um im Falle eines Angriffs auf die Insel Lobau keine Gefahr laufen zu müssen. Er ließ Chausseen auf der Insel anlegen, die kleinen Kanäle überbrücken, errichtete ein Pulvermagazin, führte Backöfen auf und ließ Tausende Stück Vieh auf die Insel treiben. Endlich ließ er in großen Mengen vorzüglichen Wein, der den Kellern der österreichischen Aristokratie und den Klöstern Wiens entnommen war, nach der Insel schaffen. Alle Wege wurden mit Laternen versehen, die an Pfählen befestigt waren, so daß man die Insel ebenso leicht bei Nacht wie am Tage durchziehen konnte.

Nun blieb noch übrig, die letzte und schwerste Operation vorzubereiten: die Überschreitung des kleinen Armes, die mit Sturm, im Angesicht eines zahlreichen, bereits unterrichteten und durch die Anwesenheit der Franzosen auf der Lobauinsel stets wachsam erhaltenen Feindes bewerkstelligt werden mußte. Es war nicht daran zu denken, dazu den zum früheren Übergang benutzten Punkt wieder zu wählen, denn erstens hatten die Österreicher diesen Ort fest versichert und ihm gegenüber Verschanzungen, die von Geschütz strotzten, aufgeführt, und zweitens war dort Mangel an Raum zum Aufmarsch einer großen Armee.

Napoleon sann daher darauf, einen anderen Ort dafür zu suchen, während er sich immer stellte, als ob der alte wieder dazu erkoren sei, um den Feind über seine Absichten zu täuschen. Der kleine Arm, der noch zu überschreiten war, wandte sich am äußersten Ende der Insel jählings zur Seite und lief senkrecht nach dem großen Arm zu. Wählte man zur Überschreitung einen der Punkte dieser Linie, so gelangte man nach einer Ebene, die zur Entfaltung eines großen Heeres ganz geeignet war. Hier beschloß der Kaiser aufzumarschieren, an einem Ort, der zwischen dem Dorfe Enzersdorf und einem Gehölz lag.

Da wo der kleine Arm sich in den großen ergießt, ließ er einige kleine Inseln, die sich dort befinden, untereinander und mit der Insel Lobau durch feste Brücken verbinden und mit Kanonen schweren Kalibers spicken. Diese, 109 an Zahl, hatten die Aufgabe, weithin alle Punkte, auf denen man sich zeigen würde, zu decken. Diese Geschütze waren dem Wiener Zeughause entnommen.

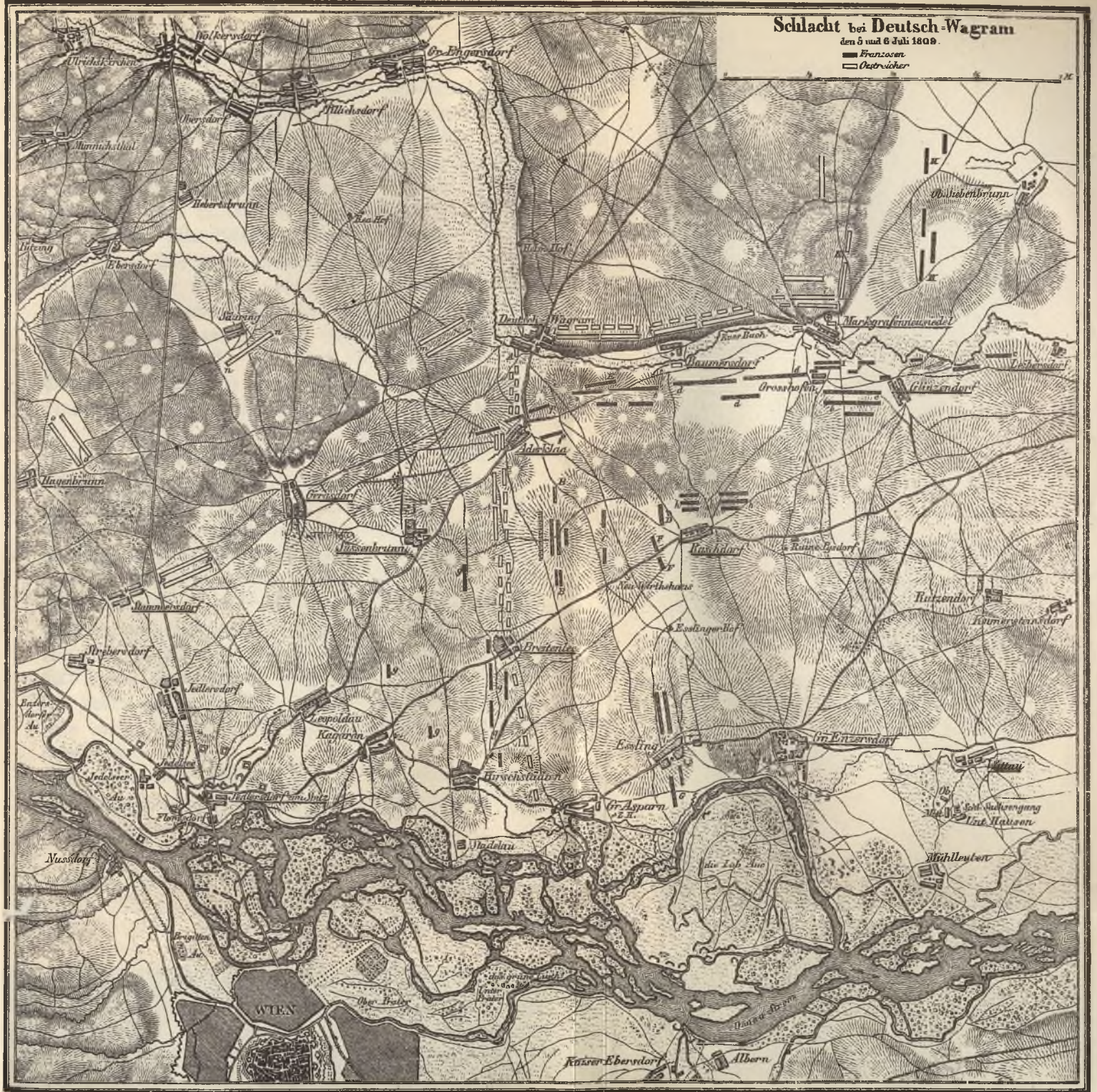
Abgesehen von diesen zum Schutz des Überganges geschaffenen Hilfsmitteln der Artillerie nahm Napoleon noch, um ihn rasch, gleichzeitig und unwiderstehlich zu machen, zu ganz neuen Kombinationen seine Zuflucht. Er wollte, daß in wenigen Minuten mehrere tausend Mann jenseits des kleinen Armes versetzt und auf die österreichischen Vorposten geworfen werden könnten, um diese zu überrumpeln und aufzuheben; daß ferner in zwei Stunden 50000 Mann am feindlichen Ufer aufmarschieren könnten, um eine Schlacht zu liefern, und daß endlich in vier bis fünf Stunden

150000 Soldaten, 40000 Pferde und 600 Geſchütze hinübergeſchafft ſein könnten, um das Los der öſterreichiſchen Monarchie zu entſcheiden. In einem ſolchen Maßſtabe waren noch niemals Manöver entworfen und ausgeführt worden.

Zu dieſem Zwecke ließ er große Fähren bauen, von denen jede 300 Mann faßte und, um die Mannſchaft gegen das Gewehrfeuer zu ſichern, mit einem beweglichen Schirm verſehen war, deſſen man ſich zugleich, indem man ihn ſenkte, bediente, um ans Land zu ſteigen. Jedes Armeekorps wurde mit fünf ſolcher Fähren verſehen, was eine Vorhut von 1500 Mann ergab, die auf einmal und unerwartet auf jeden Übergangspunkt transportiert werden konnten.

Dazu wollte der Kaiſer, daß eine Infanteriekolonne in demſelben Augenblicke und ebenſo ſchnell wie die auf den Fähren hinübergehende Vorhut hervorbrechen könnte. Dazu erfand er eine Brücke ganz neuer Art. Sie beſtand aus Fahrzeugen, die ſchon im voraus durch ſtarke Pontonbalken miteinander verbunden waren. Dieſe Brücke, die man dann dem Ufer entlang hinabgehen ließ bis dahin, wo man ſie gebrauchen wollte, wurde ſchließlich mit dem einen Ende an dieſem Ufer befeſtigt und der Strömung überlaſſen, die ſie an das entgegengeſetzte Ufer hinübertrieb, wo ſie durch Mannſchaften, die im Laufmarſch darübereilten, feſtgemacht wurde. Dazu mußten nur wenige Minuten genügen.

Um dann die drei Armeekorps Maſſéna, Oudinot und Davouſt auf einmal vorbrechen zu laſſen, hatte Na-



Die kleinen Buchstaben a, b, c usw. bezeichnen die beiderseitigen Stellungen am 5. Juli; die großen Buchstaben A, B, C usw. die Stellungen des 6. Juli

poleon den Bau von vier Brücken vorbereitet, zwei Schiffbrücken, einer Pontonbrücke und einer aus ſtarken Fähren, letztere für Artillerie und Kavallerie.
Napoleon ritt faſt täglich von Schönbrunn nach Ebersdorf, überwachte, dirigierte, vervollkommnete die von ihm befohlenen Werke und faßte bei jedem Beſuche neue Ideen. Die Wiener, unter deren Augen dieſes wunderbare Unternehmen ausgerüſtet wurde, zitterten insgeheim und würden, ohne die gewaltige Armee, die ſie im Zaume hielt, ſich endlich doch erhoben haben. Denn wenn ſie auch fügſam und freundlich waren, ſo waren ſie doch auch Patrioten und von Gefühlen beſeelt, die einem großen Volke geziemen. Napoleon hatte es ſich aber angelegen ſein laſſen, ſie zu beruhigen. Die Diſziplin wurde mit äußerſter Strenge gehandhabt. Kein verletzendes Wort war erlaubt; jeder Übertretung ward auf der Stelle Einhalt getan. Da Mangel an Lebensmitteln eintrat, ſo hatte der Kaiſer aus Ungarn beträchtliche Mengen Getreide und Schlachtvieh anfahren laſſen, ſo daß man in Wien in dieſen Kriegszeiten nicht teurer lebte, als ſonſt. Die Aufrechterhaltung der Ordnung hatte er den Bürgern ſelbſt überlaſſen, die eine Wehr von 6000 Mann bildeten. Den Armen, die ohne Arbeit waren, verſchaffte er ſolche zu annehmbaren Preiſen, indem er ſie nicht nur für den Armeedienſt, ſondern auch zum Nutzen und zur Verſchönerung Wiens verwandte.
Am 1. Juli war alles fertig, und der Kaiſer verlegte ſein Hauptquartier von Schönbrunn nach der Lobau-

insel. Er befahl, daß die Truppen vom 3. Juli an sich dorthin zusammenziehen, in der Nacht vom 4. zum 5. den kleinen Arm überschreiten und den Feind am 5. oder 6. schlagen sollten. Die Armee von Italien erwartete er am 4. morgens, die von Dalmatien und die Bayern nach den ausgefertigten Befehlen am 5. Juli. Die seit einigen Tagen in Wien angekommenen Sachsen und die Division Dupas gelangten mit den ersten Truppen nach der Lobauinsel. Die Korps hatten ausgeruht, waren gut verpflegt und vom besten Geiste beseelt. Die Artillerie war vollständig. Wenn alle Truppen beisammen waren, so verfügte der Kaiser über 150000 Mann, worunter 26000 Reiter und 12000 Artilleristen mit 550 Geschützen; eine ungeheure Streitmacht, wie sie Napoleon noch nie auf einem und demselben Schlachtfelde vereinigt hatte. Zudem hatte er den unüberwindlichen Masséna bei sich, den hartnäckigen Davoust, den heißblütigen Oudinot, den unerschrockenen Macdonald und viele andere, die darauf brannten, den Triumph der französischen Waffen mit ihrem Blute zu bezahlen.

Nachdem Napoleon auf der Lobauinsel angekommen war, fühlte er sich plötzlich von einer großen Besorgnis ergriffen: er glaubte aus einigen Anzeichen fürchten zu müssen, daß Erzherzog Karl ihm vielleicht nach Preßburg hin entschlüpfen wolle. Um seine Zweifel darüber zu zerstreuen, machte Napoleon einen kühnen Versuch, der ihn über die Pläne des österreichischen Oberbefehlshabers aufklärte und der nebenbei dazu bestimmt war, letzteren über den eigentlichen

Übergangspunkt zu täuschen. Er erteilte der Division Legrand den Befehl, bei Einbruch der Nacht an der alten Stelle eine Brücke über den kleinen Arm zu schlagen und sich des gegenüberliegenden Ufers zu bemächtigen. Die Brücke war in zwei Stunden fertiggestellt worden. Die Division ging eilends hinüber, durchschritt das kleine, jenseits sich ausdehnende Gehölz und marschierte zwischen Eßling und Aspern auf. Nachdem sie einige Gefangene gemacht und einige Mann getötet hatte, zog sie eine lebhafte Kanonade der feindlichen Redouten auf sich und gewahrte bei Tagesanbruch eine solche Entfaltung von feindlichen Streitkräften, daß kein Zweifel mehr über die Anwesenheit der österreichischen Hauptarmee an diesem Punkte aufkommen konnte. Jetzt war Napoleon überzeugt, daß die Entscheidung in der weiten Ebene des Marchfeldes in Bälde fallen würde.

In der Tat stand ihm der Erzherzog auf den Höhen von Wagram gegenüber, schwankend zwischen tausend Entschlüssen, ohne aber einen einzigen fassen zu können. Und doch lagen zwei sehr einfache Maßregeln nahe, die er unbedingt hätte treffen müssen: er hätte seine Stellung durch starke Befestigungen uneinnehmbar machen können und außerdem sämtliche Heere der Monarchie dort vereinigen müssen. Glücklicherweise unterließ der Erzherzog beide. Er hatte zwar Aspern, Eßling und Enzersdorf verschanzt, aber darüber hinaus hatte er sich darauf beschränkt, in der Nähe eines „zum weißen Hause“ benannten Ortes eine mit sechs Kanonen bewaffnete Feldschanze zu errichten und

einige Truppen in das mitten im Gehölz gelegene Schlößchen Sachsengang zu legen. Die Möglichkeit, daß die französischen Truppen von der Rechten her aufmarschieren könnten, auf welcher der Plan beruhte, über den der Kaiser vierzig Tag lang nachgedacht hatte, war dem Erzherzog auch nicht einen Augenblick in den Sinn gekommen.

Die Ebene des Marchfeldes erstreckte sich, sanft ansteigend, zwei Meilen weit; dann erhob sich eine kleine Kette von Anhöhen, von Neusiedel bis Wagram, deren Fuß von einem großen, tiefen und sumpfigen Bach, dem Rußbach, bespült wurde. Hinter diesem Bache ließ der Erzherzog seine Hauptmacht lagern, ungefähr 75000 Mann. Auf diesem Terrain hätte er leicht furchtbare Werke aufführen lassen können, die kein Ungestüm, selbst der französische nicht, zu bewältigen vermocht haben würde.

Ebensowenig zog der Erzherzog an Truppen heran, was er nur konnte, um seinem Gegner an Zahl am Tage der Entscheidung überlegen zu sein. Die Vereinigung der französischen Truppen war ihm nicht entgangen, er hatte aber keine Lehre daraus gezogen. Allerdings hatte er das Korps Kolowrat von Linz nach Wagram gerufen und sich dadurch um 20000 Mann verstärkt. An der oberen Donau aber ließ er etwa 12000 Mann, den Erzherzog Johann ließ er bei Preßburg, General Chasteler mit 7—8000 Mann in Ungarn und Erzherzog Ferdinand mit 30—35000 Mann in Polen, wo ein Feldzug vollkommen nutzlos war. Hätte er alle diese Truppen zu sich herangezogen, so

hätte er den 140—150000 aufmarschierenden Franzosen eine Masse von 200000 Mann entgegenstellen können, wovon 80000 in einer unbezwinglichen Stellung standen. Da von alledem nichts geschehen war, so verfügte Erzherzog Karl nur über sechs Korps in Stärke von 140000 Mann und 400 Kanonen, die auf den Höhen von Neusiedel bis Wagram in Baracken untergebracht waren.

Als Erzherzog Karl die Kanonade gegen die Division Legrand vernahm, setzte er seine Truppen in Bewegung, nunmehr fest davon überzeugt, daß der Übergang auf dem nämlichen Punkte beginnen würde. Er befahl dem General Klenau die Werke zwischen Aspern und Eßling mit dem ganzen siebenten Korps zu besetzen, während der am meisten bedrohte Punkt, die Ebene rechts von der Insel, die kleine Redoute des weißen Hauses und die beim Zusammenfluß der beiden Donauarme gelegenen kleinen Wälder nur durch eine einfache Vorhut bewacht wurde. Das I., II. und IV. Korps besetzte die Linie hinter Aspern und Eßling. Am 1. und 2. Juli blieb der Erzherzog in Stellung. Da er aber die Franzosen nicht erscheinen sah, auch sein Heer bei der erstickenden Hitze nicht in der Ebene lassen wollte, so führte er die Truppen wieder auf die Höhe zurück, nur die Vorhut ließ er unter Nordmann zwischen Enzersdorf und dem weißen Hause, und das Korps Klenau in den Werken von Eßling und Aspern.

Am 3. Juli zogen die französischen Truppen ununterbrochen über die großen Brücken auf die Insel. Der

davon benachrichtigte Erzherzog befahl am 4. Juli der Artillerie von Aſpern und Eßling, die Inſel zu beſchießen. Da aber keine ſchweren Geſchütze zur Hand waren, ſo war die Kanonade unwirkſam.

Am 4. Juli mit Tagesanbruch ſtellten ſich unter dem Schutze der Wälder Maſſéna Enzersdorf gegenüber, Davouſt ein wenig weiter hinab, dem weißen Hauſe gegenüber, und Oudinot unterhalb desſelben, vor dem dichten Gehölz am Zuſammenfluß auf.

Um 9 Uhr abends begann das Korps Oudinot ſeinen Übergang, gedeckt von der Flottille der Gardematroſen unter dem Oberſten Baſte. Die Nacht war finſter und der Himmel mit dichten Gewitterwolken bedeckt. Man landete, hob die feindlichen Schildwachen der Vorhut des Generals Nordmann auf und bemächtigte ſich der Redoute des weißen Hauſes. Dies alles war in einer Viertelſtunde geſchehen und koſtete den Franzoſen nur einige Mann. Nun ſetzten die inzwiſchen befeſtigten Fähren ſchleunigſt den Reſt der Diviſion Tharreau über. Darauf wurde das vorbereitete Brückenmaterial an Ort und Stelle gebracht, und nach zwei Stunden konnte der ganze Reſt des Korps Oudinot übergeführt werden.

Um 11 Uhr ſetzte Maſſéna ſich mit ſeinem Korps in Bewegung, während die Diviſion Legrand den Fluß zwiſchen Eßling und Aſpern bereits überſchritten hatte. Die öſterreichiſchen Vorpoſten wurden trotz heftigem Feuern zurückgeworfen. Inzwiſchen wurde die fertige Brücke aus einem Stück der Strömung überlaſſen und legte ſich quer über den Flußarm. In 15—20 Minuten

war sie festgelegt und passierbar. Sofort zog der Rest der Truppen Masséнas hinüber, bevor die Österreicher Zeit hatten, dem Aufmarsch der Franzosen Truppenmassen entgegenzuwerfen.

Die Pioniere arbeiteten unter unausgesetztem Feuer, ohne sich stören oder zurückschrecken zu lassen. Eine Pontonbrücke und eine aus Flößen zusammengesetzte Brücke liefen nacheinander, jedoch in einzelnen Stücken aus einem Kanal der Insel aus, den die Soldaten Alexander-Kanal getauft hatten und in dem alle die Arbeiten ausgeführt worden waren. Die Pontonbrücke war für die Infanterie des Marschalls Davoust, die Floßbrücke für die Artillerie und Kavallerie der Marschälle Davoust und Masséna bestimmt. Beide sollten innerhalb vier bis fünf Stunden gebrauchsfertig sein.

Nun gab der Kaiser seiner schweren Artillerie Befehl, daß Feuer zu eröffnen und zunächst Enzersdorf zusammenzuschießen, damit sich der Feind des Städtchens nicht als Stützpunkt bedienen könne. Dann ließ er die Ebene mit Kartätschen überschütten und zugleich den alten Übergangspunkt beschießen, um den Feind durch die Gleichzeitigkeit dieser Angriffe in Bestürzung zu versetzen. Auf einmal erfüllten 109 Geschütze schwersten Kalibers die Luft mit ihren Donnern. Jetzt standen bereits 70000 Mann am anderen Ufer in Schlachtordnung; sie allein waren schon imstande, dem Erzherzog die Spitze zu bieten. Bernadotte schickte sich an, mit den Sachsen nach der Kaisergarde überzugehen. Die Armeen von Italien und Damatien und die bayrische Division, die alle während der Nacht

auf der Insel eingetroffen waren, rückten ihrerseits vor. Alles griff in wunderbarster Weise ineinander ein. Bald gesellte der Himmel selbst seine Donner zu denen Napoleons, und das Ungewitter, das die Atmosphäre seit dem Abend belastete, entlud sich in Strömen von Hagel und Regen über beide Heere. Der Blitz durchzuckte die Lüfte und, wenn er nicht leuchtete, so durchschnitten sie Bomben und Granaten, die sich auf das in Flammen stehende Enzersdorf stürzten.

Napoleon ritt von einem Ende des Ufers zum anderen und leitete alles mit Ruhe und Sicherheit. Und fortwährend eilten die Truppen im Laufschritt über die Brücken und, wenn sie den Kaiser gewahrten, so steckten sie die Tschakos auf die Spitze ihrer Bajonette und riefen: „Es lebe der Kaiser!"

Als der Tag gegen 4 Uhr morgens die Ufer des Flusses zu erleuchten begann, bot sich den überraschten Augen beider Armeen das imposanteste Schauspiel dar. Das Gewitter hatte sich zerstreut. In der strahlend aufsteigenden Sonne blitzten Tausende von Bajonetten und Helmen. Auf der Rechten drang Oudinot in der Ebene vor, während seine Nachhut das Schloß Sachsengang heftig beschoß. Zur Linken stützte sich Masséna auf das Städtchen Enzersdorf, das noch brannte. Zwischen den beiden Korps füllte das vollständig übergesetzte Korps Davoust den Zwischenraum aus. Auf den Brücken drang Artillerie, Kavallerie und die Kaisergarde vorwärts.

Nun gingen Masséna und Oudinot zum Angriff über. Ersterer stürmte das brennende Enzersdorf und nahm

Nationalmuseum, Versailles

Napoleon in der Schlacht von Wagram. Nach dem Gemälde von H. Vernet

von den feindlichen Bataillonen gefangen, was nicht getötet war; letzterer nahm das Schloß Sachsengang. Damit hatte die Armee auf ihren Flügeln nichts mehr, was sie beläſtigen konnte. Sie konnte ſich in der Ebene, dem Erzherzog gegenüber entfalten und ihm am Fuße der Höhen von Wagram die Schlacht anbieten.

Der Prinz ſah ſich in allen ſeinen Erwartungen grauſam enttäuſcht. Er hatte diſponiert, als ob die Franzoſen den alten Übergang benutzen würden, und war auf eine ſolche Überraſchung nicht gefaßt geweſen. Es blieb ihm daher nichts weiter übrig, als ſeine Vorhut und das Korps Klenau zurückzunehmen, da dieſe ſonſt bei Aſpern und Eßling im Rücken gefaßt worden wären. Er ſtand auf einer Anhöhe neben ſeinem Bruder, dem Kaiſer, und meldete dieſem, daß die Franzoſen in der Tat den Übergang erzwungen hätten, daß er ſie jedoch nur herüberkommen ließe, um ſie in den Fluß zu werfen. Darauf antwortete der Kaiſer:

„Gut, laß aber nur keine zu große Anzahl herüber.“

Um ganz ſicher zu gehen, ließ Napoleon an den Brücken — es lagen jetzt im ganzen ſieben — mit Faſchinen und Sandſäcken eine gleiche Anzahl von Brückenköpfen errichten und vertraute die Bewachung der Inſel einem vortrefflichen, im Verteidigungskriege ſehr geſchickten Offizier, General Reynier, an.

Jetzt begann der Kaiſer ſeine Truppen in der Ebene zu entfalten, mit der Linken unbeweglich bei Enzersdorf und an der Donau ſtehend, mit der Rechten im Marſch begriffen, um ſich Wagram zu nähern, ſo daß

die Armee demnach eine Schwenkung ausführte. In der ersten Linie stand Masséna auf dem linken Flügel, Oudinot im Zentrum, Davoust auf dem rechten Flügel; in der zweiten Linie Bernadotte zur Linken, Marmont und Wrede im Zentrum, die Armee von Italien zur Rechten. Die Garde und die Küraſſiere bildeten rückwärts eine vortreffliche Reſerve. Die Artillerie rückte, mit Kavallerieabteilungen vermiſcht, in der Front der Korps vor. Die Maſſe der Kavallerie, Huſaren, Jäger und Dragoner waren auf den Flügeln ausgebreitet. Napoleon befand ſich im Zentrum, ruhig und auf ſicheren Sieg rechnend.

Vor dieſer fächerartig aufmarſchierenden Armee zog ſich der Feind auf die Höhen von Wagram zurück. Klenau zog ſich über Leopoldau auf Stammersdorf und Gerasdorf zurück.

Die franzöſiſche Artillerie feuerte während des Marſches; die Kavallerie chargierte die öſterreichiſche, ſowie ſie an ſie herankommen konnte, oder beläſtigte die Nachhut der Infanterie. Auf ſeinem Wege nahm das Korps Davouſt das Dorf Rutzendorf mit Sturm und machte einige hundert Gefangene, die Diviſion Dupas nahm ebenfalls das Dorf Raſchdorf. Hier ſuchte die öſterreichiſche Kavallerie ihre Infanterie zu ſtützen, wurde aber kräftig durch die ſächſiſchen Küraſſiere unter Gerard zurückgeworfen. Masséna griff Aſpern und Eßling von der Rückſeite an und nahm ſie.

Sonach waren alle Verteidigungsmittel des Feindes zum Fall gebracht, und es blieb ihm nichts weiter übrig, als den Franzoſen die Ebene des Marchfeldes

ſtreitig zu machen und ihnen am nächſten Tage eine blutige Schlacht zu liefern.

Am 5. Juli 6 Uhr abends ſtanden die Franzoſen den Höhen von Wagram in ihrer ganzen Ausdehnung gegenüber. Sie hatten bis jetzt nur einige hundert Mann verloren, den Öſterreichern aber ungefähr 2000 Mann kampfunfähig und 3000 Gefangene gemacht.

Der linke Flügel der Öſterreicher, etwa 75000 Mann ſtark, ſtand zwiſchen Neuſiedel und Wagram und ſtützte ſich auf den Rußbach. Auf der äußerſten Linken befand ſich Fürſt von Roſenberg mit General Nordmanns Vorhut und einer zahlreichen Kavallerie; ihm folgte nach Baumersdorf zu das Korps Hohenzollern, und dem Zentrum näher, bei Wagram, war das Korps Bellegarde mit dem Hauptquartier des Erzherzogs. An dieſem Punkte hörte der Schutz des Rußbaches auf. Im Zentrum hatten die Öſterreicher die Grenadier- und Küraſſierreſerven; auf dem rechten Flügel ſtand ihr III. Korps unter General Kolowrat, das IV. unter General Klenau und das V. unter dem Fürſten Reuß zwiſchen Gerasdorf, Stammersdorf und der Donau.

Napoleon bemerkte natürlich ſofort, daß das feindliche Zentrum in dieſer Aufſtellung der ſchwächſte Punkt war, und er beſchloß, ſein Ziel noch am nämlichen Abend durch eine entſcheidende Tat zu erreichen, die ihn der Notwendigkeit überhoben hätte, am nächſten Tage Ströme von Blut zu vergießen. Er hoffte, das Zentrum des Feindes durch einen ungeſtümen Angriff auf das Plateau von Wagram ſprengen zu

können und dadurch die getrennte österreichische Armee zum Rückzuge zu zwingen.

Demgemäß rückten Bernadotte mit den Sachsen und der Division Dupas, Macdonald und Grenier mit zwei Divisionen der Armee von Italien und Oudinot mit seinem ganzen Korps bei Einbruch der Nacht gegen diese Position vor. Oudinot beschoß Baumersdorf und suchte es den Vortruppen Hohenzollerns zu entreißen, die in dem Rußbach ein gewaltiges Widerstandsmittel besaßen. Bernadotte stürzte sich mit den Sachsen auf Wagram und bemächtigte sich desselben, aber nicht vollständig genug, um darüber hinausrücken zu können. In der Mitte waren Dupas und Macdonald bis zum Rußbach vorgerückt. Mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ warfen sich die Soldaten in den Bach, wobei viele ertranken. Die anderen besiegten das Hindernis und erklommen unter einem Hagel von Gewehrkugeln und Kartätschen die Abhänge des Plateaus.

Die beiden tapferen Regimenter des Generals Dupas hatten die Barackenlinie überschritten und stürzten sich auf die Österreicher, die Karrees formiert hatten. Das 5. Regiment durchbrach ein Karree, entriß ihm die Fahne und nahm es gefangen. Das 19. Regiment, sowie auch zwei Dupas zugeteilte sächsische Bataillone, unterstützten diesen kräftigen Angriff.

Schon war die österreichische Linie nahe daran durchbrochen zu werden, als man im Rücken ein Feuer erhielt, das außerordentliche Bestürzung und Unruhe hervorrief. Es kam von den Kolonnen der Armee von

Italien, die das Plateau erstürmt hatten, die Sachsen für Feinde hielten und Feuer auf sie gaben. Dieser unerwartete Angriff in ihrem Rücken brachte die Sachsen zum Wanken. Sie zogen sich unter fortwährendem Feuer auf Macdonalds und Greniers Kolonnen der Armee von Italien zurück. Diese glaubten sich in der Front angegriffen, erlitten gleichzeitig von Baumersdorf her, das Hohenzollern noch immer besetzt hielt, einen Flankenangriff und gerieten in Unordnung, die die Nacht bald in panischen Schrecken umwandelte. Sie stürzten das Plateau herunter, die erschrockenen Sachsen hinterdrein, und ergriffen die Flucht. Dupas, der mit seinen beiden französischen Regimentern allein an der Spitze geblieben war, war endlich, von allen Seiten bedrängt, genötigt, das Feld zu räumen. Oudinot stellte den Angriff auf Baumersdorf ein, und Bernadotte verließ Wagram wieder, um sich Aderklaa zu nähern. Der Angriff war abgeschlagen und kostete der Division Dupas gegen 1000 Mann und der Armee von Italien einige tausend Versprengte, die aber von der ausgesandten Kavallerie bald wieder zu ihrem Korps zurückgeführt wurden.

Napoleon befahl seinen sämtlichen Korps, in ihren letzten Stellungen zu biwakieren. Jeder legte sich in seinen Mantel gehüllt nieder. Die Soldaten beköstigten sich mit Zwieback und Branntwein. Der Kaiser selbst verbrachte die Nacht — die dritte, die er aufrecht oder zu Pferde zubrachte — an einem Wachtfeuer in Beratung mit seinen Generalen, denen er seine Pläne klar auseinandersetzte. Er befahl ihnen,

mit Tagesanbruch unter den Waffen zu sein, bevor sie jedoch handelten, die Österreicher mit ihren Plänen hervortreten zu lassen, um mit Sicherheit den Punkt anpacken zu können, wo man sie tödlich treffen würde.
Während im französischen Lager alles in tiefer Ruhe schlief, war im österreichischen alles in Bewegung, und die Truppen ermüdeten sich mit der Berichtigung ihrer falsch eingenommenen Stellungen und der Ausführung der vom Erzherzog befohlenen Märsche.
Um 4 Uhr morgens, am 6. Juli 1809, einem ewig denkwürdigen Tage, begann das Feuer zuerst auf dem linken Flügel der Österreicher und dem rechten der Franzosen. Fürst von Rosenberg ging von den Höhen von Neusiedel herab, überschritt den Rußbach und rückte auf Großhofen und Glinzendorf vor, die er mit Nachdruck angriff. Die umsichtig hinter natürlichen Verschanzungen aufgestellten Franzosen gaben ein gut unterhaltenes Gewehrfeuer ab, das den Österreichern großen Schaden zufügte. Napoleon, der das Feuern gehört und die angreifenden Kolonnen bemerkt hatte, schickte sofort einige Batterien zur Unterstützung hin, die zur rechten Zeit kamen; denn die Österreicher hatten bereits Großhofen genommen. Auch General Puthod war herbeigeeilt, und es gelang ihm, die Österreicher mit Hilfe der Artillerie wieder aus dem Dorfe herauszuwerfen; sie mußten bis zum Rußbach zurückgehen. Auch die andere Kolonne war nicht glücklicher gewesen, auch sie mußte sich wieder auf den Rußbach zurückziehen.

In diesem Augenblicke war das Feuern auf der ganzen Linie der ungeheuren Front von drei Meilen, wo sich 300000 Mann mit 1100 Geschützen gegenüberstanden, allgemein geworden.

Napoleon, der von seiten des Feindes überall eine Art von gleichzeitigem Angriff ohne vorgezeichneten Plan bemerkte, war der Ansicht, daß man jedenfalls die Höhen von Neusiedel nehmen müsse, um einen Punkt zu besetzen, wo Erzherzog Karl sich vielleicht mit Erzherzog Johann vereinigen konnte, falls dieser zur Hilfe herbeieilte. Er betraute mit dieser Aufgabe den Marschall Davoust, der den Auftrag erhielt, mit seinen Divisionen Gudin und Puthod in Front anzugreifen und mit den Divisionen Morand und Friant von der Seite und im Rücken des Plateaus vorzugehen.

Kaum waren diese Anordnungen dem Marschall Davoust mitgeteilt, als Adjutant auf Adjutant, von Masséna und Bernadotte entsendet, erschienen, um dem Kaiser den schlechten Anfang des Tages auf der Linken und im Zentrum zu melden und ihn um seine Anwesenheit, wie um Unterstützung zu bitten.

Dort war es inzwischen heiß hergegangen. Bernadotte war von den Kolonnen Bellegardes erbittert angegriffen worden, und die Sachsen waren nicht imstande gewesen, einem solchen Angriff standzuhalten. Er hatte daher weit zurückgehen müssen.

Zugleich waren die vier schwachen Divisionen Masséna, die aus höchstens 18000 Mann bestanden, von den 60000 Mann Klenaus und Kolowrats zum Rück-

zuge gezwungen worden, um auf dem linken Flügel eine weniger ausgedehnte Stellung einzunehmen. Masséna war einige Tage vorher mit dem Pferde gestürzt, noch leidend und mußte, mit Kompressen bedeckt, vom Wagen aus kommandieren. General Molitor war zur Hilfe herbeigeeilt und schloß sich an den General Carra Saint-Cyr an, um ihn zu unterstützen, aber 10000 Mann konnten gegen 45000 nicht standhalten und mußten sich ebenfalls zurückziehen.
So standen die Sachen um 9 Uhr morgens, als Napoleon davon Meldung erhielt. Über seinen rechten Flügel beruhigt, wo Davoust bereits die erteilten Befehle ausführte, sprengte er sofort mit seinem Generalstab an die gefährdeten Stellen. Er beruhigte Bernadotte, der sehr besorgt war, und eilte darauf zu der Kalesche Masséнas, um die die Kugeln sausten, gerade als die österreichischen Grenadiere, durch die Anwesenheit des Erzherzogs Karl begeistert, der sich an ihre Spitze gestellt hatte, der Division Carra Saint-Cyr Aderklaa wieder abnahmen und siegreich vorwärts drangen. Schon konnte man aus der Richtung des Feuers schließen, daß Boudet sehr weit zurückgedrängt war, und daß der Erzherzog mit seiner Rechten die Donau berührte. Offiziere meldeten sogar, daß Boudet seine sämtliche Artillerie verloren habe und bis nach Aspern zurückgeworfen sei. Nun befahl der Kaiser, daß die ganze Gardeartillerie im Galopp auffahre. General von Wrede traf gerade mit 25 bayrischen Geschützen auf dem Platze ein und erbat sich die Ehre, an diesem Manöver teilnehmen

zu dürfen, was Napoleon gewährte. Zugleich ließ er Macdonald mit drei Divisionen der Armee von Italien, die Füsiliere und die reitenden Gardegrenadiere und die sechs Kürassierregimenter des Generals Nansouty herbeirufen. Diese sollten, wenn das feindliche Zentrum durch die hundert Feuerschlünde zum Wanken gebracht wäre, es mit ihren Bajonetten und Säbeln durchbrechen. Zugleich bestimmte er, daß Masséna mit den Divisionen Carra Saint-Cyr, Molitor und Legrand in geschlossenen Kolonnen einen Flankenmarsch unter dem Feuer Klenaus und Kolowrats ausführen sollte, um Boudet Hilfe zu bringen. Er selbst sprengte auf seinem persischen Schimmel auf das Terrain, das Masséna soeben aufgegeben hatte.

Alle Befehle des Kaisers wurden genau ausgeführt. Die 100 Geschütze Lauristons donnern unablässig gegen die doppelte Linie der Österreicher und überschütten sie mit einem Hagel von Kugeln; bald ist die feindliche Artillerie demontiert. In diesem Augenblick ist der unerschütterliche Macdonald eingetroffen. Er rückt unter einem Feuerregen vorwärts, schließt ohne zu wanken die gelichteten Glieder und teilt seinen Soldaten die stolze Haltung mit, die er selbst bewahrt. „Was für ein tapferer Mann!“ ruft Napoleon mehrmals aus, als er ihn so vorrücken sieht.

Plötzlich setzt sich Fürst Johann von Liechtenstein mit seiner schweren Kavallerie in Bewegung und stürzt sich auf diese Infanterie, die so entschlossen gegen das österreichische Zentrum vorrückt. Nun läßt Macdonald sein formiertes Karree haltmachen, befiehlt

den beiden Seitenkolonnen Front zu machen und stellt so dem Feinde drei Feuerlinien entgegen. Der Boden erdröhnt unter dem Galopp der österreichischen Küraſſiere, doch ſie werden von ſolchem Salvenfeuer empfangen, daß ſie genötigt ſind, auf ihre Infanterie zurückzugehen, die durch ihre Flucht in große Unordnung gerät. Damit iſt der feindliche Vorſtoß gegen die Linke der Franzoſen und deren Zentrum vereitelt, der Erzherzog verzweifelt daran, die Franzoſen in die Donau zu werfen und muß das eroberte Gelände wieder räumen. Die Gefahr für die Franzoſen iſt beſchworen. Maſſéna ergreift wieder die Offenſive gegen Klenau und Kolowrat, Boudet iſt wieder in Linie eingerückt, und alles drängt vorwärts. An der Spitze ihrer Reiterei führen Laſalle und Marulaz glänzende Attacken aus, aber Laſalle wird von einer Flintenkugel niedergeſtreckt und beſchließt ſeine ruhmvolle Laufbahn angeſichts des fliehenden Feindes.

Der rechte Flügel der Öſterreicher iſt gezwungen, ſich der Rückwärtsbewegung des Zentrums anzuſchließen. Wenn jetzt Marſchall Davouſt imſtande iſt, ſeinen erhaltenen Befehl auszuführen und auf dem linken Flügel dem Feinde Neuſiedel abzunehmen, dann iſt es um dieſen geſchehen. Ungeduldig wendet der Kaiſer ſeine Blicke nach dem viereckigen Turm, der das Dorf Neuſiedel beherrſcht. Er wartet nur auf das Fortſchreiten des Feuers in dieſer Richtung, um Oudinot nach Wagram zu werfen. Falls Erzherzog Johann doch noch erſcheinen ſollte, bleiben dem Kaiſer noch eine Hälfte der Armee von Italien, das Korps Mar-

mont, die Alte Garde und die Bayern gegen diesen zur Verfügung.

Das Vertrauen Napoleons in Davoust wurde, wie stets, auch hier wieder gerechtfertigt. Er ließ den Übergang über den Rußbach vorbereiten und sandte dann die Divisionen Morand und Friant zur Erstürmung des Plateaus vor. Fürst Rosenberg will gegen diesen Flankenangriff Front machen, doch wird General Morand durch sein Musketenfeuer nicht aufgehalten. Da jetzt die Brigade Gilly von der Division Friant die Höhe erstiegen hat und die Österreicher mit dem Bajonett angreift, so werden die Truppen Rosenbergs zurückgedrängt. Nun führt Davoust seine vor dem Rußbach gebliebenen Divisionen Puthod und Gudin in den Kampf. Puthod wirft sich nach Neusiedel, dringt in das Dorf ein und zwingt nach großer Anstrengung den Feind zum Rückzuge. Im gleichen Augenblicke ersteigt Gudin unter mörderischem Feuer das Plateau von Neusiedel, während Friant bereits im Rücken des Fürsten Rosenberg Terrain gewonnen hat.

Als Napoleon sein Feuer den viereckigen Turm überholen sieht, zweifelt er nicht mehr am Erfolg und läßt Masséna, dem Prinzen Eugène und General Macdonald die gute Botschaft melden. Nun läßt er Oudinot auf Baumersdorf und Wagram marschieren. Oudinot erfüllt diese Aufgabe, schließt sich auf dem Plateau an die Division Gudin an und beteiligt sich daran, mit dem Korps Davoust das Plateau zu säubern.

Es ist 3 Uhr. Da Erzherzog Karl nunmehr befürchtete, von der Straße nach Mähren abgedrängt zu werden, gab er den Befehl zum Rückzuge. So endete die Schlacht, die von morgens 4 Uhr bis nachmittags 4 Uhr gedauert hatte.

Nach der Schlacht zeigten sich plötzlich die Spitzen des Heeres des Prinzen Johann, das endlich eingetroffen war und sich im Rücken der Franzosen bei Siebenbrunn der Ebene des Marchfeldes näherte.

Napoleon, der im Schatten einer Pyramide von Trommeln ausruhte, mußte nochmals zu Pferd steigen. Schon schickte er sich an, seine unbenutzt gebliebenen Truppen gegen Erzherzog Johann vorzuwerfen, als er die Gefahr sich entfernen und die Spitzen der feindlichen Kolonnen wieder am Horizont verschwinden sah. Der Erzherzog hatte eingesehen, daß er zu spät gekommen war.

Die Resultate der Schlacht bei Wagram waren sehr groß. Man hatte den Österreichern ungefähr 24000 Mann getötet oder verwundet und 12000 Gefangene waren gemacht worden. Die Franzosen hatten an Toten und Verwundeten 15 bis 18000 Mann verloren. Die Armee, welche die österreichische Monarchie verteidigte, war besiegt und außerstand gesetzt, sich weiter im Felde zu behaupten! Dieser Erfolg war unermeßlich, denn er mußte dem Krieg ein Ende setzen. Mit den 12000 Mann des Erzherzogs Johann und den 80000, die dem Erzherzog Karl noch verblieben, war es nicht möglich, den Krieg bis ins Unendliche auszudehnen. Sich in eine möglichst gut ge-

wählte Provinz zurückziehen, sich dort erholen und möglichst günstige Friedensbedingungen zu erhalten suchen, das war die einzige Hoffnung, die man noch hegen konnte.
So beurteilte der Kaiser das Ergebnis der Schlacht bei Wagram und war vor allem darauf bedacht, daß das Ende der Feindseligkeiten derart wäre, daß der Friede unbedingt von ihm abhinge.
An die Entthronung des Hauses Habsburg, die er im ersten Zorn und nach den großartigen Siegen in Bayern geplant hatte, dachte er nicht mehr. Seine Absicht war aber, es durch noch größere Schwächung zu bestrafen und zugleich den Widerstand niederzuschlagen, der in Europa sich zu verschärfen drohte.

9. Moskau

(Die Versöhnung Rußlands mit England und die Versuche des Zaren, die Kontinentalsperre für die englischen Waren im Osten Europas aufzuheben, sowie Preußen zu einem Vorgehen gegen Napoleon mitzureißen, nötigten den Kaiser, nun endlich den Krieg auch in die weite russische Ebene hineinzutragen. Preußen und Österreich wußte er sich zu verbinden und zur Stellung von Hilfstruppen zu verpflichten. Am 28. Mai (1812) brach er von Dresden auf. So überwältigend auch die Macht war, die einem Bergstrom gleich, über die Grenze vordrang, so lag es doch nicht in der Absicht des Kaisers, dem Zaren

das Schicksal der Bourbonen oder auch nur der Hohenzollern zu bereiten. Er wollte ihn nur soweit niederzwingen, daß er ihm Raum gäbe, um mit dem Todfeind im Westen, mit England, zu Ende zu kommen. Erst vor den Toren der russischen Hauptstadt wagte der Gegner, ihm entgegenzutreten.)

Die Schlacht an der Moskwa ist die schwierigste, ehrenvollste und ruhmreichste Kriegstat der Gallier in ihrer alten und neuen Geschichte. Die Russen sind äußerst tapfere Soldaten. Ihre ganze Armee war vereinigt, im ganzen 170000 Mann. Kutusow hatte mit großem Verständnis eine sehr starke Stellung bezogen, er hatte alle Vorteile für sich, war überlegen an Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Reiterei, eine große Zahl von Schanzen und Redouten deckte ihn: und doch wurde er besiegt! Es hängt eben alles vom Feldherrn ab, er ist das Haupt, er ist alles im Heer: es war nicht die römische Armee, die Gallien unterwarf, sondern Cäsar; nicht das karthagische Heer hat die römische Republik in Schrecken versetzt, sondern Hannibal; nicht die Mazedonier eroberten die Länder bis zum Indus, sondern Alexander; nicht die französische Armee entfaltete ihre siegreichen Fahnen bis zur Weser und zum Inn, sondern Turenne; es war nicht das preußische Heer, das sieben Jahre lang sein Land gegen die drei größten Mächte Europas verteidigt hat, sondern Friedrich der Große!

Den unerschrockenen Helden Murat, Ney, Poniatowski wurde der herrlichste Ruhm zuteil! Welch große und schöne Kriegstaten hat die Geschichte dieses Tages

zu verzeichnen: die entschlossene Attacke der Küraſſiere, die die feindliche Artillerie durchbrachen und die Kanoniere auf ihren Geschützen niederschlugen, den Heldentod Montbruns und Caulaincourts, die Tapferkeit der französischen Kanoniere, die im freien Felde der in geschützter Stellung befindlichen übermächtigen feindlichen Artillerie Trotz boten, und die heldenhafte Haltung der Infanterie, die im kritischsten Augenblick, wo sie selbst nötig hatte, aufgemuntert zu werden, ihrem Kriegsherrn zurief: „Sei ruhig; deine Soldaten haben geschworen, heute zu siegen, und sie werden siegen.“

Unter den Mauern Moskaus hielt Kutusow einen Kriegsrat ab, in dem beschlossen wurde, die Stadt preiszugeben und den Rückzug auf der Straße nach Wladimir fortzusetzen. Es wurde beschlossen, in der Nacht vom 13. zum 14. September in aller Stille durch Moskau zu ziehen.

Man setzte den Gouverneur Rostopschin, einen Russen voll wilder Leidenschaften, davon in Kenntnis, der die Franzosen auf das glühendste haßte. Im Übermaße seines Hasses wollte er nicht dulden, daß ein Russe in Moskau verbleibe, und befahl daher allen Einwohnern, sofort die Stadt zu verlassen. Aber er wollte mehr: er wollte den Franzosen nur einen Aschenhaufen überlassen. Er sprach zu niemand von seinem Vorhaben, aber er ließ in einem seiner Gärten eine Menge brennbarer Stoffe anhäufen. Eine Stunde vor der Räumung der Stadt wählte er zu seinen Mitschuldigen und Vollstreckern seines Planes die in

den Gefängniſſen ſitzenden Verbrecher. Er ſetzte ſie in Freiheit und gab ihnen den Auftrag, die Stadt heimlich in Brand zu ſtecken. Bei ſeiner Abreiſe ließ er alle Löſchgeräte davonführen.

Während die letzten Ruſſen noch in der Stadt waren, erſchienen auf den umgebenden Anhöhen bereits die erſten Franzoſen. Dieſe waren zwar abgemattet, ausgehungert, viele von ihnen verwundet, aber da begannen ſie alle ihre Leiden zu vergeſſen, als ſie die glänzende Hauptſtadt der Moskowiter vor ſich liegen ſahen. Viele von ihnen waren bei den Pyramiden, an den Ufern des Jordans, in Rom, Mailand, Madrid, Wien und Berlin geweſen und erzitterten jetzt vor Freude, daß nun auch Moskau zu ihren Füßen lag. Freudige Hoffnung, dort endlich Erholung, Überfluß und wahrſcheinlich Frieden zu finden, erfüllte ſie. Sie konnten ſich nicht ſättigen an dem magiſchen Anblick dieſer in tauſend Farben ſchimmernden, von einer Menge vergoldeter und in blendendem Glanze ſtrahlender Kuppeln überragten ungeheuren Stadt, die alles verwirklicht zeigte, was die morgenländiſchen Märchen von den Wundern Aſiens erzählten.

Auch Napoleon fühlte ſich ergriffen von dem, was ſich ſeinen Blicken darbot, und er vermochte ſich einer tiefen Bewegung nicht zu erwehren.

Murat erhielt Befehl, ſchleunigſt in die Stadt einzudringen, um jeder Unordnung vorzubeugen. Von ſeinem Generalſtabe und einer Kavallerieabteilung begleitet, betrat er die Straßen der Stadt: überall aber bemerkte er nur die tiefſte Einſamkeit, es

Napoleon I.

Nach einem Stiche von Frau Fournier

war, als ob man in die Stadt des Todes eindränge.

Die Armee biwakierte die Nacht und genoß keineswegs die Freuden und den Überfluß, die sie sich versprochen hatte.

Um neun Uhr morgens war Kutusow mit seinem Hauptquartier durch die Stadt gezogen, und um ein Uhr nachmittags zog die französische Vorhut in dieselbe ein.

Der Befehlshaber der russischen Nachhut bat, die Stadt ohne Kampf durchziehen zu dürfen, was ihm gewährt wurde; aber am Kreml angelangt, leistete dies Gesindel hinterlistigerweise, durch den Gouverneur aufgehetzt, Widerstand, der aber sofort gebrochen wurde. 10000 russische Soldaten wurden in den nächsten Tagen an allen Ecken der Stadt, die sie sich zu plündern anschickten, aufgehoben und in die Gefangenschaft abgeführt; sie gehörten zu den ältesten, besten Truppen.

Am 15. September morgens hielt Napoleon seinen Einzug in Moskau an der Spitze seiner siegreichen Legionen, aber er zog durch eine verlassene Stadt, und zum ersten Male hatten seine Soldaten beim Einrücken in eine Hauptstadt nur sich selbst zu Zeugen ihres Ruhmes. Das machte einen traurigen, peinlichen Eindruck. Im Kreml angekommen, stieg Napoleon auf den hohen Turm des großen Iwan, um von dieser Höhe seine prachtvolle Eroberung zu betrachten, durch welche die Moskwa langsam in Mäandern dahinfloß. Aber mit dem Glanze der Stadt

kontraſtierte ſeltſam das düſtere Schweigen, das an die Stelle des Lebens getreten war, das noch tags zuvor eine der größten Städte der Welt beherrſcht hatte.
Die Armee wurde in die verſchiedenen Quartiere Moskaus verteilt, die Garde in den Kreml und Umgebung gelegt. Die Häuſer waren voll von Lebensmitteln, ſo daß für die erſten Bedürfniſſe der Truppen geſorgt werden konnte, ja die Offiziere trafen in den Paläſten, wo ſie einquartiert wurden, ſelbſt den raffinierteſten Luxus an.
Die Franzoſen kamen ſo ſchnell, daß nichts geſtohlen werden konnte. Auf den Toilettentiſchen der Damen fand man Diamanten und Schmuck, ſo eilig waren die Beſitzer geflohen. Viele ſchrieben ſpäter, daß ſie im erſten Augenblicke des Schreckens geflohen ſeien, um ſich einer gefährlichen Soldateska zu entziehen, daß ſie ihr Gut der Loyalität der Sieger anvertrauten und daß ſie bei ihrer Rückkehr ihrer Dankbarkeit Ausdruck geben würden.
Man hoffte alſo Moskau zu genießen, daſelbſt den Frieden und, falls ſich der Krieg verlängerte, jedenfalls gute Winterquartiere zu finden.
Plötzlich ſtieg am Tage nach dem Einzuge eine Feuerſäule über einem großen Gebäude auf, das Spirituoſen enthielt. Faſt im gleichen Augenblicke brach Feuer mit außerordentlicher Heftigkeit in einem Häuſerkomplex aus, den man den Bazar nannte. Hier befanden ſich die Magazine mit den reichſten Waren des Orients, perſiſchen Teppichen, Zucker, Kaffee, Tee und feinen Weinen. Man ſuchte zu retten, was zu

retten war, wurde aber der Brände nicht Herr. Wie wenn alles Unglück auf einmal über die alte moskowitische Hauptstadt hereinstürzen sollte, erhob sich in der Nacht vom 15. zum 16. September ein furchtbarer Äquinoktialsturm und verbreitete das Feuer in den Holzhäusern mit einer Schnelligkeit, die jeder Beschreibung spottet. Bald flammte die ganze Stadt in furchtbarem Brande auf.

Auch der erhabenste Dichter könnte keine rechte Vorstellung von dem großartigen Anblick des Brandes von Moskau geben; die Schilderungen des Brandes von Troja können nicht die Wirklichkeit des Brandes von Moskau erreichen. Die Stadt war aus Holz gebaut, der Wind von äußerster Heftigkeit, alle Spritzen waren entfernt, es war buchstäblich ein Meer von Feuer.

Am zweiten Tage geriet auch der bis dahin verschonte Kreml in Gefahr. Zündfunken, die unter die am Boden umherliegenden Wergvorräte der Artillerie fielen, drohten, diese in Brand zu stecken. Zudem standen mehr als hundert Munitionswagen im Hofe des Kreml, und das Zeughaus enthielt einige hunderttausend Pfund Pulver. Es stand eine Katastrophe zu erwarten, und Napoleon konnte samt seiner Garde mit dem Palaste der Zaren in die Luft gesprengt werden. Ein längeres Bleiben war unmöglich und der Kaiser entschloß sich endlich schweren Herzens dem Drängen seiner Offiziere nachzugeben und mit dem erschreckten Heere die Stadt zu verlassen, in der man kaum atmen konnte. Er nahm seinen Aufenthalt im

Schloſſe Petrowskoie, eine Meile von Moskau an der Straße nach St. Petersburg gelegen. Bis zum 18. September brannte die Stadt. Dann trat plötzlich heftiger Regen ein, der nach und nach dem Elemente Einhalt tat. Der Kreml ſtand noch aufrecht und mit ihm ein Fünftel der Stadt.

Am 19. kehrte Napoleon, durch dieſes grauenvolle Ereignis trübe geſtimmt, nach Moskau zurück. Er vermeinte an den geſchwärzten Mauern dieſer eingeäſcherten Paläſte die in Blut- und Flammenzügen geſchriebenen Worte zu leſen: Kein Friede ... Krieg bis auf den letzten Blutstropfen!

Seitdem Moskau aufgehört hatte zu exiſtieren, war es des Kaiſers Plan, entweder dieſen Trümmerhaufen ganz aufzugeben oder nur den Kreml mit 3000 Mann zu beſetzen. Indeſſen erſchien die Burg ſelbſt nach den Wiederherſtellungsarbeiten nicht ſtark genug, zwanzig oder dreißig Tage lang ſich mit dieſen Streitkräften verteidigen zu können. Die Rückſicht auf den Kreml würde das Heer behindert haben, ohne großen Vorteil zu gewähren. Wenn man Moskau hätte gegen Marodeure und Plünderer beſchützen wollen, ſo wären dazu wenigſtens 20000 Mann nötig geweſen. Überdies war die Stadt nur eine ſchmutzige und ungeſunde Kloake, in die ſich nur die elendſten der 200000 in den umgebenden Wäldern umherirrenden, halb erfrorenen und verhungerten Menſchen hineinwagten, um in den Trümmern einige brauchbare Gegenſtände oder in den Gärten einiges Gemüſe aufzutreiben, und es ſchien wenig vorteilhaft, für einen Ort, der weder

militärisch noch politisch von Bedeutung war, irgendwelche Opfer zu bringen.
Daher ließ der Kaiser, nachdem die brauchbaren Depots der Stadt geschützt und die anderen geräumt worden waren, den Kreml unterminieren und denselben durch den Marschall Mortier am 23. September, nachts zwei Uhr, in die Luft sprengen. Das Zeughaus, die Kasernen und Magazine wurden zerstört, die alte Burg, das Wahrzeichen der Gründung der russischen Monarchie, das erste Zarenschloß, sie waren dahin.
Wenn Moskau nicht den Flammen zum Opfer gefallen wäre, hätte der Kaiser daselbst Winterquartiere bezogen und wäre mit seiner Armee ruhig inmitten der feindlichen Bevölkerung geblieben, wie die Besatzung eines Schiffes, das von Eis blockiert ist. In Frankreich wäre man während dieser Zeit ohne Nachricht gewesen, aber Cambacérès hätte die Geschäfte, wie schon oft, im Namen des Kaisers erledigt, und alles wäre seinen ruhigen Gang weiter gegangen. Der Winter hätte alle Welt eingeschläfert, Freund wie Feind, aber der Frühling hätte alle zu neuem Leben erweckt, und dann hätte sich der Kaiser auf den Feind gestürzt, ihn geschlagen und das Reich erobert. Aber der Kaiser Alexander hätte es nicht so weit kommen lassen, er hätte alle Bedingungen des Kaisers unterschrieben, der Friede wäre geschlossen worden, und endlich hätte Frankreich die Früchte seiner Siege genießen können! Und woran hing dies alles? An einem Nichts! Wäre die Natur nicht gegen den

Kaiſer geweſen, ſo wäre alles glücklich verlaufen. Er war ausgezogen, um Männer in Waffen zu bekämpfen, aber gegen Feuer und Eis war er ohnmächtig! Das Schickſal war ſtärker als er. Welch ein Unglück für Frankreich, für Europa! Hätte der Kaiſer in Moskau Frieden ſchließen können, ſo wären damit ſeine militäriſchen Unternehmungen beendet und die allgemeine Sicherheit und Ruhe die Folgen geweſen. Ein neuer Horizont wäre erſchienen, neue Arbeiten wären unternommen worden zum Wohle und Gedeihen aller. Das europäiſche Syſtem wäre gegründet worden, ſeine Organiſation war nur eine Frage der Zeit! Die europäiſche Vereinigung ſollte dieſelbe Grundlage erhalten, gleiche Prinzipien, gleiche Geſetzgebung, einen europäiſchen Kaſſationshof, der alle Irrtümer wieder gut gemacht hätte, eine gleiche Münze mit verſchiedenen Prägungen, die gleichen Gewichte, Maße, uſw. uſw. Europa wäre bald nur ein Volk geworden, und jeder einzelne hätte, wohin er auch nur immer reiſte, ſich immer in dem gemeinſamen Vaterlande befunden.

Der Kaiſer würde freie Schiffahrt nicht nur auf allen Meeren, ſondern auch auf allen Flüſſen für alle Nationen verlangt haben; die großen ſtehenden Heere würden auf eine Garde für die Herrſcher beſchränkt worden ſein.

Nach Frankreich, in den Schoß des großen, herrlichen, ruhigen, ruhmvollen Vaterlandes zurückgekehrt, würde Napoleon die Unverletzbarkeit der Grenzen erklärt haben; in Zukunft wäre ein Krieg nur zur Ver-

teidigung geführt worden, jede neue Vergrößerung hätte als antinational gelten müssen. Die Diktatur Napoleons wäre zu Ende gewesen, seine konstitutionelle Regierung würde begonnen haben. Seinen Sohn würde er als Mitherrscher angenommen haben, sobald dieser volljährig gewesen wäre.
Paris wäre die Hauptstadt der Welt gewesen! Alle Nationen würden die Franzosen beneidet haben.
Die Tage seines Alters würde der Kaiser damit hingebracht haben, in Begleitung seiner Gemahlin und seines Sohnes, der sich auf den Herrscherberuf vorbereitete, langsam reisend zu Wagen alle Gegenden und Winkel des Vaterlandes zu besuchen, Klagen entgegenzunehmen, Unrecht wieder gut zu machen, überall Denkmäler seines Wohltätigkeitssinnes zurückzulassen.
Das waren Napoleons Träume!

10. Die Abdankung

(Dann kam die Katastrophe des Rückzugs durch die verschneiten russischen Steppen, das zertrümmerte Preußen erhob sich wie ein Riese vom Boden, die Flamme der Begeisterung loderte in den Freiheitskämpfen auf, gegen den Ansturm der verbündeten Truppen, halb Europa stand ja gegen ihn im Felde, konnte sich der Kaiser nicht mehr halten; unaufhaltsam drängten sie vorwärts, über den Rhein, in Frankreich hinein.)

Die Schlacht vor Paris war verloren. Man konnte den Feind nicht mehr aufhalten. In diesem Augenblicke trifft General Dejean atemlos ein und meldet, daß Napoleon bei der Kunde vom Marsche des Feindes auf Paris umgekehrt sei[1]), daß er in Eilmärschen herbeieile, und daß er die Hauptstadt beschwöre, nur zwei Tage noch auszuhalten, um jeden Preis zu widerstehen oder den Feind mit Unterhandlungen hinzuziehen. Er habe an seinen Schwiegervater geschrieben, um die Verhandlungen wieder aufzunehmen und einen Waffenstillstand von einigen Stunden zu erhalten.

Marschall Mortier empfing General Dejean unter einem Kugelregen und überzeugte ihn bald, indem er ihm die Trümmer seiner Divisionen zeigte, daß es unmöglich sei, den Widerstand zu verlängern. Er teilte sofort dem Fürsten Schwarzenberg mit, Napoleon habe die Unterhandlungen wieder eröffnet, und inzwischen gebiete die Menschlichkeit, dem Blutvergießen Einhalt zu tun.

Ein Offizier ritt mit dem Briefe ab, eilte durch die Reihen der beiden Armeen und gelangte glücklich zum Fürsten Schwarzenberg. Dieser antwortete, er wisse von keinen Unterhandlungen, könne daher das Gefecht nicht unterbrechen, doch sei er geneigt, das Gemetzel einzustellen, wenn man ihm Paris sofort übergebe. Im nämlichen Augenblicke erschien ein

---

1) Er wollte sich den Festungen nähern, die Garnisonen mitnehmen und die Verbindungslinie des auf Paris vordringenden Feindes abschneiden.

von Marmont gesandter Offizier, um dem Fürsten die Kapitulation anzubieten!

Das Heer, die Pariser Nationalgarde, die herrliche Jugend der Militärschulen, sie alle haben sich unter den Mauern von Paris mit Ruhm bedeckt; aber die Geschichte wird eines Tages sprechen und das VI. Korps Marmonts anklagen. Ohne den Abfall dieses Korps hätten die Alliierten die große Hauptstadt räumen müssen; sie hätten nicht wagen können, auf dem linken Ufer der Seine die Schlacht gegen Napoleon anzunehmen, mit Paris im Rücken; sie würden nicht so weit gegen alle Regeln und Prinzipien der großen Kriegskunst verstoßen haben! Marmont hat den Kaiser verraten; aber andere Leute sind noch schuldiger, als er. Die Anhöhen, welche Paris beherrschen, sollten befestigt sein, aber sie waren es nicht. Überall machte sich die liederliche Aufsicht bemerkbar; es gab Batterien von Sechspfündern, an die man achtpfündige Kugeln ausgeteilt hatte. Des Kaisers Bruder, Prinz Joseph, reiste ab, ohne Befehle zu geben. Ein Adjutant Marmonts konnte seiner nicht habhaft werden, um seine Anordnungen zu empfangen. Joseph wußte wohl, daß mit dem Fall von Paris alles aus war; aber als er eine feindliche Kavallerieabteilung sah, die ihn auf dem linken Seineufer überholte, hatte er Furcht, abgefangen zu werden. Joseph war feige.

An das Anerbieten Marmonts knüpften sich ernste Unterhandlungen. Man bezeichnete Villette als Ort einer Zusammenkunft mit den Marschällen. Diese begaben sich dorthin und fanden daselbst Herrn von

Neſſelrode (den ruſſiſchen Miniſter) mit mehreren Bevollmächtigten. Es wurde den Marſchällen bewilligt, mit ihren Truppen abziehen zu dürfen, wofern ſie die Stadt ſofort räumen wollten. Dieſe Bedingung wurde angenommen, und damit war die Kapitulation von Paris unterzeichnet. Denn außerdem war keine Regierung vorhanden, mit der man hätte verhandeln können. Die Miniſter hatten Paris verlaſſen und waren der Regentin gefolgt.

Auf eine Botſchaft, die ihm die dringende Gefahr der Hauptſtadt und die Intrigen, die ſie im Inneren bedrohten, ſchilderte, verließ Napoleon die Armee und reiſte eiligſt allein weiter, nachdem er den General Dejean vorausgeſchickt hatte, um ſein Kommen zu melden. Gegen Mitternacht kam er in Fromentan an. Dort ſtieß er auf General Belliard, der, in Ausführung der Kapitulation von Paris, auf dem Wege nach Fontainebleau war, um dort einen geeigneten Platz für die Truppen der Marſchälle zu ſuchen. Napoleon ſpringt aus ſeinem Wagen, ergreift den General am Arm, führt ihn beiſeite und beſtürmt ihn mit Fragen: „Wo iſt die Armee?“ — „Sire, ſie folgt mir.“ — „Wo iſt der Feind?“ — „An den Toren von Paris.“ — „Und wer hält Paris beſetzt?“ — „Niemand; es iſt geräumt.“ — „Wie? geräumt? . . . und mein Sohn? meine Frau? meine Regierung? Wo ſind ſie?“ — „An der Loire.“ — „An der Loire? . . . Wer hat einen ſolchen Beſchluß faſſen können?“ — „Sire, man ſagt, es ſei auf Ihre Befehle hin geſchehen.“ — „Ich habe nie etwas Ähn-

liches befohlen . . . Aber Joseph, Clarke, Marmont, Mortier, was ist aus ihnen geworden? Was haben sie getan? Meine 200 Geschütze von Vincennes, was hat man damit gemacht? Und meine braven Pariser, warum hat man sich ihrer nicht bedient?" — „Sire, wir haben unser Bestes getan, mehr weiß ich nicht." — „Oh! Ich hätte es nicht anders erwarten sollen! Joseph hat mich um Spanien gebracht, jetzt bringt er mich um Frankreich! Und Clarke! Ich hätte auf Novigo hören sollen, der mir sagte, Clarke sei ein Feigling, ein Verräter und dazu ein unfähiger Mensch! Aber genug der Klagen, der Schaden muß wieder gut gemacht werden. Caulaincourt, meinen Wagen, auf nach Paris!" — „Es ist zu spät, Sire; die Armee hat es verlassen, und der Feind wird bald darin sein, wenn er nicht schon dort ist." — „Dann werden wir ihn hinauswerfen, meine Pariser werden meine Stimme hören, sie werden sich erheben und die Barbaren aus ihren Mauern vertreiben." — „Sire, ich wiederhole, es ist zu spät! Die Truppen folgen mir. Wir haben eine Kapitulation unterzeichnet, die uns nicht gestattet, zurückzukehren." — „Eine Kapitulation? Und wer war so niederträchtig, eine solche zu unterzeichneu?" Als der Kaiser den Namen Marmont hörte, erfaßte ihn tiefer Schmerz. Marmont, der Neffe eines alten Brienner Kameraden, war sein Werk; er hatte ihn wie ein Kind, seinen eignen Sohn geliebt und vorwärts gebracht. Und der hatte ihn verraten!

In Fontainebleau angelangt, ging der Kaiser ernstlich mit sich zu Rate und erwog, was er in seiner

Notlage zu tun habe. Es blieben ihm 40—50000 Soldaten; es waren die besten, treuesten der Welt. Es lag in seiner Hand, die ungetreuen Generale zu ihrer Pflicht zurückzuführen oder sie wegzujagen. Bei dieser Sachlage konnte der Kaiser dreierlei unternehmen. Er konnte nach Paris gehen; denn es würde sicherlich kein Feldherr, mit der ungeheuren Hauptstadt im Rücken, wagen, ihm die Schlacht anzubieten. Die ganze Einwohnerschaft hätte bei dem ersten Rufe des Kaisers revoltiert und ihm 100—200000 Kämpfer zugeführt? Was aber wäre geschehen, wenn dann die Alliierten auf ihrem Rückzuge Paris in Brand gesteckt hätten? Dann wäre ein solches Unglück sicherlich dem Kaiser ins Schuldbuch getragen worden.
Der Kaiser hätte Italien gewinnen und sich mit dem Vizekönig vereinigen können. Das wäre aber ein Schritt der Verzweiflung gewesen; der Boden Italiens war zu entfernt, die Gemüter wären erkaltet worden. Nur die geheiligte Erde Frankreichs konnte Wunder hervorrufen.
Keiner dieser beiden Wege war gangbar, so blieb also dem Kaiser nur eines übrig, nämlich, sich in der Defensive zu halten, das Gelände Schritt für Schritt dem Feinde streitig zu machen und den Krieg bis zum Eintritt günstiger Umstände weiter zu führen. Die günstige Voreingenommenheit, die für die Alliierten Platz gegriffen hatte, konnte nicht lange anhalten; es konnte nicht ausbleiben, daß das Üble, das sie taten, den allgemeinen Abscheu hervorrufen und das nationale Gefühl wieder erwecken würde. War es

dann unmöglich, daß die Alliierten auf dem Boden, den sie zu schänden gewagt hatten, ihr Grab fanden? Das konnte aber lange währen, der Erfolg war immerhin zweifelhaft und lag jedenfalls in weiter Ferne.

Als Napoleon am 4. April 1814 im Schloßhof von Fontainebleau die Parade abgenommen hatte und mit dem Fürsten von Neuchâtel (Berthier) in sein Kabinett zurückkehrte, um diesem noch einige Befehle zu erteilen, bevor er zu Pferde stiege, um sein Hauptquartier nach Pont Thierry zu verlegen, erbat Berthier in ziemlicher Verlegenheit eine Audienz für die Marschälle. Der Kaiser befahl, sie eintreten zu lassen, zugleich mit ihnen aber auch den Herzog von Bassano (Maret), den Herzog von Vincenza (Caulaincourt) und den Großmarschall Bertrand.

Einer von den Marschällen stammelte: „Sire! Nur aus Ergebenheit für Ihre Person und Ihre Dynastie haben wir uns entschlossen, den Schleier zu zerreißen, der noch die furchtbare Wahrheit verbirgt. Alles ist verloren, wenn Eure Majestät zaudern, die Krone niederzulegen und sie auf das Haupt Ihres Sohnes zu setzen. Nur um diesen Preis ist der Frieden möglich. Die Armee ist ermüdet, entmutigt, aus allen Fugen gegangen. Meuterei ist schon in ihren Reihen. Gegen Paris zu marschieren, um mit Gewalt in die Hauptstadt einzudringen, ist völlig ausgeschlossen; jeder Versuch hieße nur unnütz Blut vergießen."

Diese plötzliche Entmutigung der Heerführer stand in einem eigentümlichen Gegensatz zu dem laut kund-

gegebenen, glühenden Eifer der Truppen, die den Kaiſer umgaben; aber ſie entſprach den Berichten, die der Herzog von Vicenza über die Lage in Paris dem Kaiſer abgeſtattet hatte; Caulaincourt hatte den Kaiſer Alexander geſprochen, und deſſen letzte Worte hatten gelautet: „Ich will mit Ihnen keine Diplomatie treiben, aber ich kann Ihnen auch nicht alles ſagen. Begreifen Sie dies und verlieren Sie keinen Augenblick, ſondern berichten Sie dem Kaiſer Napoleon über unſere Unterredung und über den Stand der Dinge hier in Paris, und kommen Sie dann ebenſo ſchnell zurück und überbringen Sie ſeine Abdankung zugunſten ſeines Sohnes. Was ſein perſönliches Schickſal anbelangt, ſo gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß er angemeſſen behandelt werden wird; aber verlieren Sie nicht eine Stunde, ſonſt iſt für ihn alles verloren, und ich werde nicht mehr in der Lage ſein, für ihn oder für ſeine Dynaſtie auch nur das geringſte zu tun!“

Dieſer Bericht war für den Kaiſer ein unbeſtreitbares Symptom des immer weiter um ſich greifenden Abfalls. Ein Bürgerkrieg wäre unvermeidlich geweſen, wenn er den Krieg fortgeſetzt hätte. Ohne Zögern brachte daher Napoleon das Opfer, das man von ſeiner Vaterlandsliebe verlangte. Er ſetzte ſich an ein Tiſchchen, auf dem ſich einige Bogen Papier und ein Schreibgeſchirr befanden, ſchrieb die Urkunde ſeiner Abdankung zugunſten ſeines Sohnes und beauftragte den Herzog von Vicenza, dieſe nach Paris zu bringen. Als Begleiter beſtimmte er ihm den

Fürſten von der Moskwa (Ney) und den Herzog von Raguſa (Marmont), den er ſeit einem Vierteljahrhundert als ein Glied ſeiner Familie betrachtet hatte. Er hatte mit ihm wie mit einem Bruder ſein beſcheidenes Einkommen geteilt, als er noch Artillerieleutnant war. Infolge einiger Einwände, die der Herzog von Baſſano (Maret) machte, entſchied der Kaiſer ſich jedoch für den Marſchall Macdonald, der zudem zugegen war, während Marmont ſich bei ſeinen Truppen befand.

Aber die Hingabe ſeiner Krone war noch nicht das empfindlichſte Opfer, das dem Kaiſer an dieſem Tage beſchieden war! General Gourgaud, den er zu Marmont entſandt hatte, kam zurück, ohne daß er ſich ſeines Auftrags hatte entledigen können. Marmont hatte Napoleons Sache verlaſſen! Sein Armeekorps deckte nicht mehr Fontainebleau, nnd auf die Nachricht von ſeinem Abfall hatten die Alliierten ſich geweigert, Napoleons Abdankung anzunehmen, nnd erklärt, daß ſie den Thron der Bourbonen wieder aufrichten wollten.

Dieſe Nachrichten riefen in der Umgebung des Kaiſers völlige Entmutigung hervor. Die Ereigniſſe entwickelten ſich zu langſam. Jeder zügelte nur mühſam ſeine Ungeduld, ſich in der neuen Ordnung der Dinge, die durch Ludwigs XVIII. Thronbeſteigung geſchaffen werden mußte, eine Stellung zu ſichern.

Napoleons Plänen, das Vaterland vor einer Gegenrevolution zu bewahren, hielt man entgegen, daß dieſe den Bürgerkrieg herbeiführen würden; man wußte

nur zu wohl, daß man nur diese Möglichkeit als Folge einer Fortsetzung des Krieges hinzustellen brauchte, um des Kaisers Entschlüssen den Todesstreich zu versetzen. Zum Äußersten getrieben, rief Napoleon aus: „Wenn wir denn darauf verzichten müssen, Frankreich zu verteidigen, retten wir doch zum mindesten Italien, damit dieses seine Nationalität bewahrt und den unglücklichen, von der Rache der Emigranten bedrohten Franzosen als Zuflucht dienen kann!“

Ein dumpfes Schweigen zeigte dem Kaiser, daß er von den Männern, die er durch seine Wohltaten zu den höchsten Würden des Reiches und der Armee erhoben hatte, nichts mehr zu erwarten hatte.

Ermattet durch den inneren Kampf seiner Seele, widerstand er nicht länger und gab, seinem Eide getreu, die Krone zurück, die er nur angenommen hatte, um dem Ruhm und Wohlergehen des Vaterlandes zu dienen.

Er vollzog die Abdankung in folgender Erklärung: „Da die alliierten Mächte den Kaiser Napoleon für das einzige bestehende Hindernis der Wiederherstellung des Friedens in Europa erklärt haben, so verzichtet der Kaiser Napoleon, treu seinem Eide, für sich und seine Erben auf den Thron von Frankreich und Italien, weil kein persönliches Opfer, selbst nicht das seines Lebens, ihm zu groß erscheint, als daß er es nicht dem Interesse Frankreichs darbrächte.“

Diese Erklärung, die die Alliierten in solcher Vollständigkeit nicht erhofft hatten, ebnete alles, und die

Nationalmuseum, Versailles

Abschied Napoleons von der Garde in Fontainebleau am 20. April 1814

Nach dem Gemälde von Monfort nach E. J. H. Vernet (Ausschnitt)

Marschälle kehrten zu Napoleon mit dem sogenannten Vertrag von Fontainebleau zurück.

Seit dem russischen Rückzug trug Napoleon in einem seidenen Beutelchen, das er um den Hals gehängt hatte, stets Gift bei sich. Als er von Kosaken gefangen genommen zu werden befürchtete, hatte er Iwan befohlen, dieses Gift zu beschaffen, das nach der Versicherung des Anfertigers so stark sein sollte, daß bloßes Einatmen des Geruches genügte, um sofortigen Tod herbeizuführen.

Napoleons Leben gehörte nicht mehr seinem Vaterland. Die Ereignisse der letzten Tage hatten ihm die freie Verfügung darüber zurückgegeben.

„Warum soll ich so viel leiden?“ dachte Napoleon bei sich selber; „wer weiß, ob nicht durch meinen Tod die Krone wieder an meinen Sohn gelangen würde? Frankreich würde gerettet sein!“ Und nun gab es kein Zögern mehr. Der Kaiser löste das Gift in ein wenig Wasser auf und trank es mit einer Art von Glücksgefühl. Aber die Zeit hatte dem Gift die Kraft genommen. Entsetzliche Schmerzen preßten dem Kaiser einige Seufzer ab; man hörte diese und eilte zur Hilfe herbei. Gott wollte nicht, daß Napoleon damals sterben sollte.

Nachwort

Von Elba nach St. Helena! Noch einmal gelingt es dem Löwen, aus seinem Gefängnis zu entweichen, und im Sturmschritt zieht der Sieg wieder vor ihm her, von Kirchturm zu Kirchturm fliegen seine Adler hin bis zur Notre Dame. Aber die Gegner, die schon unter sich zerfielen, schließen sich wieder zusammen. Blücher und Wellington, einzeln können sie dem großen Feldherrn nicht widerstehen, vereint schlagen sie sein Heer bei Waterloo in die Flucht. Von seinen Truppen, von seinem Volk und von der Regierung verlassen, gibt er sich seinen Todfeinden, den Engländern, in die Hand. Er habe, so schreibt er dem Prinzregenten, seine politische Laufbahn vollendet; er komme gleich Themistokles, am Herde des britischen Volkes niederzusitzen, und stelle sich unter den Schutz seiner Gesetze. Aber England kennt keine Großmut. Am 7. August 1815 muß der Gestürzte mit den Gefährten, die ihm die Grausamen mitzunehmen gestatten, an Bord des Kriegsschiffes gehen, das ihn in mehr als zweimonatiger Fahrt zu dem weltentlegenen St. Helena bringt. Da umgibt ihn die Einsamkeit des Todes. Aber wie Bismarck in Friedrichsruh daran ging, der Nachwelt seine Gedanken und Erinnerungen über das Werk, das er vollbrachte, zu liefern, so hat auch Napoleon, nur weit rastloser und umfassender

als der deutsche Staatsmann, auf St. Helena seine Taten beschrieben und seine Gedanken über Welt und Politik zusammengetragen. Dann war seine Zeit vollendet. Am 5. Mai 1821 schließt der große Mann seine Augen für immer, und das Meteor, das mit seinem wundersamen Glanz das Jahrhundert erfüllt hat, ist nicht mehr.

Inhalt

Vorwort 5
1. Die Kaiserkrone 8
2. Albion 21
3. Trafalgar 40
4. Austerlitz 49
5. Jena 60
6. Erfurt 74
7. Eßling 83
8. Wagram 98
9. Moskau 125
10. Die Abdankung 135
Nachwort 146

Biblioteka Śląska

Wissenschaftliche Volksbücher

Herausgegeben von Fritz Gansberg

Jeder Band 1½ Mark. Illustriert

Bis Herbst 1914 sind erschienen:

1. Sven Hedin, Durch Asiens Wüsten
2. Die Anfänge der Luftschiffahrt
3. Zimmermann, Der große Bauernkrieg
4. v. Maltzan, Meine Wallfahrt nach Mekka
5. Kohl, Alte Bilder aus einer alten Stadt
6. Darwin, Eine Reise um die Welt
7. Sybel, Der Ursprung des französischen Krieges
8. Humboldt, Auf dem Orinoko
9. Maeterlinck, Das Leben der Bienen. Auswahl
10. Die Abenteuer des Simplizissimus
11. Maspero, Das alte Ägypten
12. Nansen, In Nacht und Eis
13. Chun, Aus den Tiefen des Weltmeers
14. Marcks, Kaiser Wilhelm I.
15. Wallace, Rußland
16. v. Brandt, Japan
17. Müller, Krupp in Essen
18. Seeunfälle aus neuerer Zeit
19. Seume, Mein Leben. Spaziergang nach Syrakus
20. Auswahl aus F. v. Richthofens Tagebüchern aus China
21. Sven Hedin, 3 Jahre im innersten Asien
22. v. d. Borght, Das Verkehrswesen
23. Tagebuch des Deutsch-Französischen Krieges
24. J. v. Liebig, Chemische Briefe
25. Vasari, Leben und Werke berühmter italienischer Künstler
26. Flammarion, Spaziergänge in der Sternenwelt
27. Lichtenberger, Das moderne Deutschland
28. Aus Napoleons Leben, von Heinrich Conrad

Verlegt von Alfred Janssen in Hamburg

Biblioteka Śląska